

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

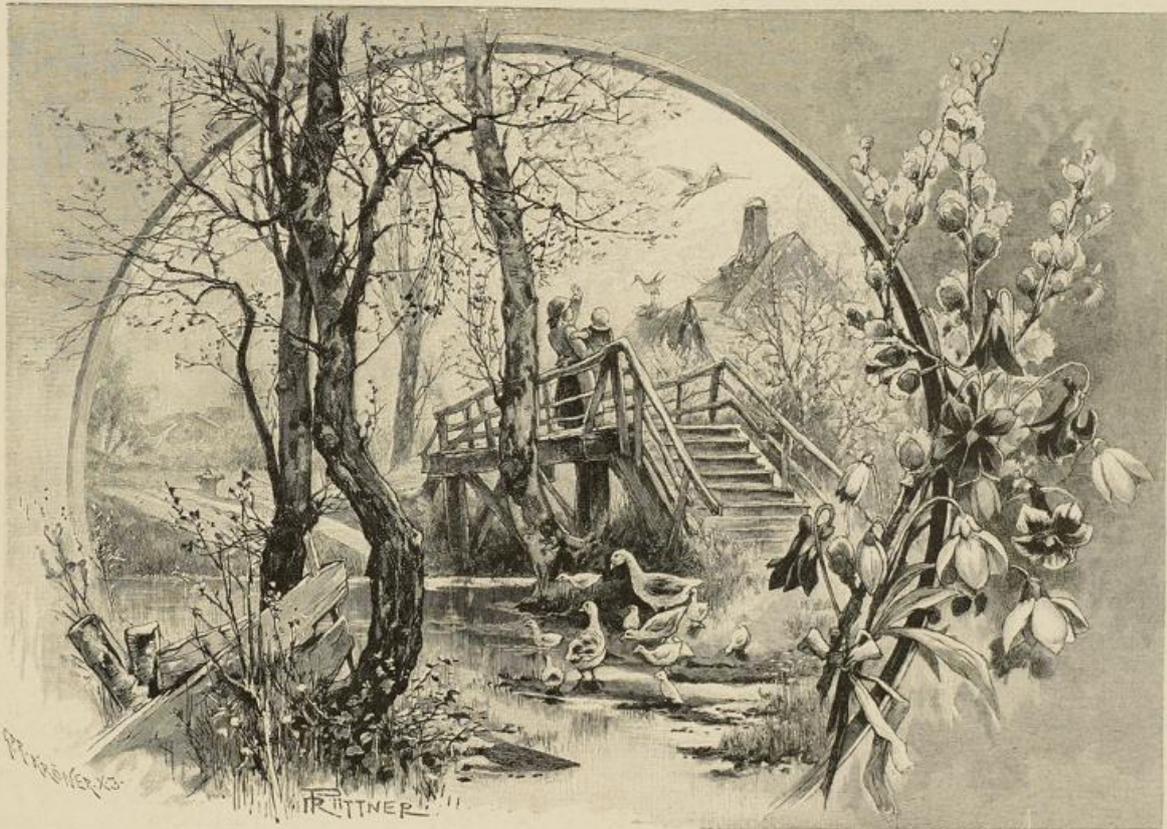
Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortman.

Kameras verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wer sich um die achte Abendstunde eines unfreundlichen und regennassen Berliner Herbsttages von der gewaltigen Menschenwelle forttragen läßt, welche unaufhörlich durch die lange, schnurgerade Friedrichstraße fluthet, der darf nicht fürchten, durch sein Aussehen oder sein Gebahren die Aufmerksamkeit gar so leicht auf sich zu lenken. In diesem unendlichen Strome ge-

schäftigen Vorwärtstreibens, in diesem beständigen Drängen, Hasten und Durcheinanderwinden ist für den einzelnen kaum die Möglichkeit zu müßigen Betrachtungen gegeben. Selbst über auffällige und sonderbare Erscheinungen, wie sie in der Hauptverkehrsstraße einer Millionenstadt niemals fehlen, gleitet das Auge in flüchtigem Erstaunen hinweg, und schon die nächste Sekunde verwischt mit



Im Frühling. Zeichnung von R. Püttner.

einem völlig veränderten Bilde den befremdlichen Eindruck, welchen eine Selbstkenntnis vielleicht erzeugte.

So konnte denn auch eine hagere, schlottrige Männergestalt, nach der sich auf einer weniger belebten Promenade wahrscheinlich mancher neugierige Blick gewendet haben würde, unbelästigt und unbemerkt durch das Gewühl dahinwandern. Selbst da, wo die elektrischen Vogenlampen am Eingang einer Bierstube oder die blendenden Reflektoren eines prächtigen Schaufensters ihr scharfes Licht voll auf den Vorübergehenden warfen, wäre es schwer gewesen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sein Alter oder seinen Stand zu schließen. Der magere Körper mit den langen Armen, den abfallenden Schultern und der flachen Brust hatte etwas von dem Aussehen einer in ihrer Entwicklung verkümmerten Jünglingsgestalt; aber in dem blassen, bartlosen, hohlwangigen Gesicht waren einige fast greisenhafte Züge. Und doch war dies von leicht gewelltem, dunklem Haar umgebene Antlitz nicht eigentlich häßlich zu nennen. Es trug das unverkennbare Gepräge eines geweckten Geistes, und der kleine, fast weiblich zart gebildete Mund gab ihm einen methwürdig rührenden Ausdruck von Sanftmuth und Geduld. Dafür, daß er nicht den vom Glücke Auserwählten unter den Sterblichen beizuzählen sei, sprach die mehr als bescheidene Kleidung des Mannes deutlich genug. Sie war aus schlechtem Stoffe und schlotterte so ungeschickt und faltig um seine Glieder, als sei sie für einen ungleich beleibteren Träger angefertigt worden.

Mit leicht gesenktem Kopfe, über dessen Stirn der weiche, breitrandige Filzhut tief herabgelegen war, wand sich der Mann durch den Menschenstrom. Sicherlich war von all den Tausenden kaum ein einziger so ängstlich wie er darauf bedacht, den entgegenkommenden aus dem Wege zu gehen und jede unsanfte Berührung mit einem von ihnen zu vermeiden. Nicht auf seiner Seite konnte deshalb das Verschulden liegen, als ein vierstöckiger, gefährlich aussehender Bursche mit hoher, weit auf den Hinterkopf zurückgeschobener Stoffmütze breit und wüthig gegen seinen gebrechlichen Körper prallte. Der Gestoßene taumelte um ein Stück zurück, und ein leiser Ausruf des Schmerzes oder des Schreckens kam von seinen Lippen. Der andere aber, der den kleinen Unfall scheinend absichtlich herbeigeführt hatte, faßte den Griff seines derben Knotenstodes fester und pflanzte sich in drohender Haltung vor seinem Opfer auf.

„Was haben Sie gesagt?“ herrschte er ihn an, und seine stieren, vom Glanz des Branntweins erfüllten Augen weisagten nichts Gutes. „Wollen Sie etwa schimpfen?“

Die zunächst Befindlichen blieben stehen, und innerhalb einer einzigen Sekunde hatte sich ein dichter Kreis um die beiden geschlossen. Einzelne Ausrufe wurden laut, die sehr unzweideutig verriethen, daß die Stimmung der Zuschauer eine für den Burschen mit der Mütze wenig günstige sei und daß der andere auf den nachdrücklichen Beistand der Menge rechnen könne, wenn er die Frechheit des Kaufvolks gebührend zurückwies.

Aber es hatte nicht den Anschein, als ob der greisenhafte Jüngling sich dadurch ermutigt fühlte. Mit einem Ausdruck namenloser Angst irrten seine Augen an der lebendigen Hecke dahin, die so plötzlich um ihn her emporgewachsen war, und seine Gestalt fiel noch mehr in sich zusammen, während er sich mit zitternder Hast gegen seinen Angreifer wandte:

„Ich habe gar nichts gesagt — nicht ein einziges Wort! Und ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie belästigt habe. Es — es ist gewiß nicht mit Absicht geschehen!“

„Hosenfuß!“ rief in verächtlichem Ton einer aus der Menge, und spöttisches Gelächter folgte der allzu bereitwilligen Entschuldigung. Der Bursche mit der Mütze schaute triumphirend umher, klemmte seinen Knotenstock wieder unter den Arm und brach sich, einige unflätige Worte vor sich hin brummend, rücksichtslos Bahn durch die Menge. Der andere aber war in dem nämlichen Augenblick, in welchem die Gasse sich geöffnet hatte, verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen hätte.

Wie ein Verfolgter schlüpfte er, dicht an die Mauern der Häuser gedrückt, durch die volkreiche Straße weiter. In seinem Gesicht zuckte es seltsam, und seine Hände hatten sich krampfhaft geballt; aber seine Haltung war schon und gedrückt wie zuvor, und sein Kopf war so tief zwischen die Schultern gezogen, als hätte er sich am liebsten völlig unsichtbar gemacht vor allen zudringlichen und neugierigen Blicken.

In eine der letzten Seitenstraßen vor dem Belle Allianceplatze

bog er ein, und hier verlangsamte sich um ein Geringses die Hast seiner Schritte. Die Häuser waren da zum größten Theil alt und unansehnlich; nur in wenigen von ihnen hatte man die Gepflogenheit der vornehmeren Stadttheile nachgeahmt, die Straßenthür verschlossen zu halten, und fast überall war darum der Einblick in die dunklen, wenig einladenden Höfe freigegeben.

In einem dieser weitgeöffneten Thorwege spähte der Mann so vorsichtig hinein, als gehörte es zu den wahrscheinlichsten Dingen, daß sich dort Diebe und Mordelbmörder versteckt hielten. Aber es war nichts da als ein kleiner dicker Bäckerlehrling mit nackten Armen und mit mehlsbestäubten Pantoffeln an den bloßen Füßen, der pfeifend auf- und niederging. Der Mann auf der Straße blieb eine Weile unschlüssig im Schatten der Mauer stehen; dann aber, da der Bäckerbursche durchaus nicht Miene machte, seinen Posten zu verlassen, huschte er rasch hinein und eilte an dem jungen Menschen vorbei die Treppe hinauf. Sein Athem ging schnell von der Anstrengung des hastigen Steigens, als er auf dem Flur des dritten Stockwerks stehen blieb. Er löstete den Hut und wuschte sich den Schweiß ab, der in dicken Tropfen auf seiner hohen, schmalen Stirn perlte. Es war das Gebahren eines Menschen, welcher das Bewußtsein hat, jenseits einer fürchtbaren Gefahr mit genauer Noth entronnen zu sein.

Unter dem Griff des Glockenzuges im dritten Stock war eine ganze Reihe von Visitenarten befestigt; die Glasthür aber war unverschlossen. Sie öffnete sich auf einen langen, halbdunkeln Gang, an dessen beiden Seiten man nur unbestimmt eine Anzahl von Thüren erkennen konnte. Behutsam tastete sich der Mann bis zu der letzten derselben hin und öffnete sie mit einem aus der Tasche gezogenen Schlüssel. Ein schmales, enges Zimmerchen, das nicht mehr als die nothwendigsten Einrichtungsgegenstände enthielt, nahm ihn auf. Wohl eine Viertelstunde lang blieb er wie in völliger Erschöpfung auf einem Stuhl im Finstern sitzen, ehe er sich dazu aufraffte, mit unsicheren Bewegungen die auf dem Tische stehende Kerze anzuzünden. Schreibgeräte und einige Blätter weißen Papiers lagen daneben, und der Bewohner des Stübchens rückte sie zurecht, als wollte er bei dem unsicheren Licht des flackernden Kerzenflämmchens zu schreiben versuchen. Aber er legte die finteinige Feder wieder hin, ohne einen Strich gethan zu haben. Die Erregung zitterte wohl noch zu heftig in seinen Nerven nach. Drei- oder viermal ging er in dem kleinen Raume auf und nieder; dann rückte er seinen schlechthängenden Halsfragen zurecht, zapfte an dem schlotternden Kofe, ohne ihm damit freilich ein besseres Aussehen geben zu können, und ging nach sekundenlangem Zaudern auf den Fußspitzen hinaus und die Hälfte des finsternen Ganges zurück.

Sein Klopfen an die Thür, vor der er eine geraume Weile regungslos gestanden hatte, war in seiner Jaghaftigkeit kaum vernehmlich. Von drinnen aber klang sogleich eine jugendlich helle, wohlklingende Frauenstimme:

„Wer ist da? — Sind Sie es, Herr Hudeh?“

„Ja, Fräulein von Brendendorf, ich bin es!“ erwiderte er fast flüsternd. „Aber wenn ich Sie auch nur im geringsten störe —“

Ein Kiegel wurde zurückgeschoben und ein Strom freundlich hellen Lampenlichtes fiel aus der geöffneten Thür auf die demüthige Gestalt des Einlaß Heischenden.

„Nein, Sie stören mich durchaus nicht. Treten Sie nur näher! Mein Tagewerk ist gethan, und ich kann mir's wohl gönnen, eine halbe Stunde zu verplaudern.“

Die so mit gewinnender Liebenswürdigkeit zu dem scheuen Besucher gesprochen hatte, war eine junge Dame von höchstens zwanzig Jahren. Obwohl ihr Anzug nicht gerade fein zu nennen war, denn sie trug eine große graue Malschürze über dem einfachen Kleide, sah sie doch vornehm genug aus, um den Gegenstoß zu ihrem Gaste noch auffälliger und wunderlicher hervortreten zu lassen. Ihre hohe, schlanke und bei aller jungfräulichen Zartheit prächtige Gestalt, ihr zierliches, mit reichem, lichtblondem Haar geschmücktes Köpfchen, auf dessen schönem Gesicht ein warm rosiger Hauch von Jugendfrische und lebenspräsender Gesundheit lag, machten den andern neben ihr noch hundertmal armseliger und hinfälliger, als er vorhin im Gewühl der Straße erschienen war. Und die gebeugte Haltung seines hageren Körpers, die heftigen, anmuthlosen Bewegungen seiner langen Glieder nahmen sich ungeschickt und plebejisch aus neben ihrer ruhigen, anmuthigen Sicherheit, die in solcher Vollendung nur das Ergebniß

eines Zusammenwirkens von natürlicher Anlage und vortrefflicher Erziehung sein konnte.

Sie hatte ihm unbefangen die schmale, weiche Hand zum Grusse geboten, und er nahm sie für einen Augenblick in die seine, die so abgezehrt und so brennend heiß war wie die eines Fieberkranken.

„Ich kann nicht arbeiten,“ sagte er, „ich glaube, es ist diese schreckliche Einsamkeit, die keinen vernünftigen Gedanken mehr in meinem Kopfe reifen läßt.“

Ohne ihre Einladung abzuwarten, hatte er sich auf den äußersten Rand eines Stuhles niedergelassen, der in der beschatteten Ecke neben dem Fenster stand. Es war, als ob er stets von einem unbewußten Verlangen geleitet werde, sich so klein und so unscheinbar zu machen, als die Umstände es nur immer erlaubten.

„Die Einsamkeit, Herr Hudeg?“ fragte lächelnd die junge Dame, welche er vorhin als Fräulein von Brendendorf angeredet hatte. „Klagen Sie nicht erst vor kurzem darüber, daß Sie gezwungen wären, sich fast während des ganzen Tages unter den Menschen zu bewegen?“

Er strich sich das dunkle Haar aus der Stirn und sah mit einem leeren Blick vor sich hin.

„Unter den Menschen — das ist es ja eben! Ich fühle meine Vereinsamung nirgends so tief als gerade da. Haben nicht alle diese Leute tausendfältige Beziehungen unter einander in Freundschaft und Feindschaft, in Liebe und Haß? Ist nicht selbst der Verlassenste unter ihnen durch irgend ein gemeinsames Interesse noch mit hundert Häden an andere geknüpft?“

„Gewiß! Aber ich meine, das müßte ein wenig doch auch auf Sie zutreffen. Und haben Sie sich denn wirklich jemals ernstlich bemüht, die Freunde zu finden, deren Dasein Sie jetzt vermissen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin einer von denen, die das Recht verweilt haben, um Liebe und Freundschaft zu werben. Glauben Sie nicht, Fräulein von Brendendorf, daß es Menschen giebt, die mit dem Unglück behaftet sind wie mit einer ansteckenden Krankheit? Man muß sich hüten, Gemeinschaft mit ihnen zu haben.“

Er sprach immer mit gedämpfter Stimme, in einer eigenthümlich eintönigen Weise, die seine Worte noch melancholischer machte. Auf dem Gesicht seiner jungen Zuhörerin zeigte sich etwas wie ein leichtes Unbehagen.

„Sie sind heute in übler Stimmung, Herr Hudeg, und Sie sehen ein wenig angegriffen aus. Darf ich Ihnen eine Tasse Thee bereiten?“

Hudeg machte eine verneinende Bewegung.

„Sie sollen sich nicht bemühen um meinetwillen! Es ist Güte genug, daß Sie mich zuweilen in Ihrer Nähe dulden. Aber es ist wahr: ich bin schlecht gestimmt heute, und ich hätte Ihnen nicht lästig fallen sollen.“

Er erhob sich von seinem Stuhlrand; aber er machte doch noch nicht Miene, zu gehen. Die junge Dame war an den Tisch getreten, auf welchem, in auffallendem Gegensatz zu der einfachen Zimmereinrichtung, eine schön gearbeitete, silberne Theemaschine stand. Das Licht der Lampe fiel hell auf das hübsche Gesicht des Mädchens und auf die schlanken, weißen Hände, die das Spiritusflämmchen unter dem Kessel entzündeten. Und den Besucher schien dieser Anblick mit magnetischer Gewalt zu fesseln. Den Kopf ein wenig auf die Seite neigend, betrachtete er sie unverwandt, wie man ein prächtiges Gemälde betrachtet, mit weit geöffneten Augen und einem seltsam weltvergesenen Ausdruck des blassen Antlitzes. Fräulein von Brendendorf hatte ihn nicht aufgefordert, zu bleiben; da er aber trotz seiner letzten Worte nicht geneigt schien, zu gehen, sagte sie, ohne daß der Klang ihrer Stimme an herzlicher Freundlichkeit verloren hätte: „Sie sind ja ein Kunstverständiger, Herr Hudeg! — Wollen Sie mich nicht Ihr Urtheil über die kleine Malerei da vernehmen lassen, mit der ich heute glücklich — oder muß ich sagen: unglücklich? — fertig geworden bin?“

Bei ihrer Anebe war er sichtlich zusammengefahren wie jemand, der aus tiefem Nachdenken aufgeschreckt wird. Nun aber trat er ohne weiteres an die im hellen Lichte stehende Staffelei und entfernte die leichte Hülle von dem darauf befindlichen winzigen Rahmen. Das weißseidene Blatt eines Ballsäckers kam zum Vorschein, und einige in zarten Farbentönen ausgeführte, geklügelte Amorettengestalten, die zwischen den Ranken eines blühenden Apfelzweiges ihr Wesen trieben, bildeten die von der jungen Dame erwünschte Malerei.

Hudeg betrachtete das kleine Werk sehr lange; aber er sagte kein Wort.

„Nun?“ klang es endlich ermunternd vom Theetische herüber. „Wenn es Ihnen so schwer wird, Ihre Kritik zu äußern, muß ich ja wohl fürchten, daß sie nicht sonderlich günstig sei.“

Er wandte ihr das Gesicht wieder zu und entgegnete in seiner melancholisch eintönigen Weise: „In der That, Fräulein von Brendendorf, ich finde das Bildchen nicht gut, wenigstens nicht gut genug für ein Werk von Ihrer Hand.“

„Ist das etwa eine verschleierte Schmeichelei?“ fragte die Geladete ohne Empfindlichkeit zurück. „Meinen Sie, daß ich Talent genug habe, Besseres zu leisten?“

„Nein! Nach allem, was ich bisher von Ihnen gesehen habe, fürchte ich eben, Sie haben es nicht. Es ist nichts als mittelmäßige Dilettantenarbeit, und gerade Sie sollten die edelste aller Künste nicht zu solchen Handwerksdiensten erniedrigen. Ist es denn möglich, daß Sie diese Art unfruchtbar Schaffens nicht selber wie eine beständige Demüthigung empfinden?“

Das schöne Gesicht des jungen Mädchens war nun doch sehr ernst geworden, und die Lippen, mit denen sie zu schaffens machte, klirrten leise zusammen. „Es ist mein Broterwerb, Herr Hudeg,“ sagte sie, „die Waffe, mit der ich den Kampf ums Dasein führe. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Schicksal mich nicht besser ausgerüstet hat für diesen Kampf.“

„Nein, Sie können wahrhaftig nicht geschaffen sein, um zu kämpfen!“ erwiderte er, indem er abermals mit dem vorigen weltvergesenen Ausdruck zu ihr hinüberstarrte. „Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber so oft ich Sie sehe, ist es mir immer, als wären Sie nur in einer Verkleidung oder in einer Verzauberung, wie die Königstöchter aus den Kindermärchen. Kennen Sie Rubens' Portrait der Elisabeth von Frankreich?“

„Nein, ich kenne es nicht,“ gab sie zurück, und es war trotz aller Freundlichkeit etwas wie vornehme Ablehnung in ihren Worten, „aber ich bin nichts destoweniger überzeugt, daß Sie mir ganz unverdiente Ehre erweisen, wenn Sie mich etwa mit demselben vergleichen wollen. Seien Sie versichert, daß ich nichts anderes bin, als ich augenblicklich zu sein scheine, und daß ich mich leider niemals als eine verkleidete oder verzauberte Prinzessin entpuppen werde!“

„Sie wissen wohl, daß meine Worte nicht buchstäblich zu nehmen waren,“ beharrte er, ohne Verständniß für ihren Wunsch, dies Thema abgebrochen zu sehen. „Auch war es nicht gerade meine Absicht, Sie mit dem Bilde jener spanischen Königin zu vergleichen. Das ist ja eben das Wunderbare, daß Ihre Züge nicht die geringste Ähnlichkeit mit demselben haben, und daß ich doch den Gedanken an das Bild nicht los werden kann, sobald ich Ihnen ins Gesicht blicke. Etwas rein Geistiges, Unfaßbares muß es sein, das Sie mit ihm gemeinsam haben — das Amuthig-Hohelichtsvolle vielleicht, das bei aller Partheit und Weiblichkeit wahrhaftig königliche, welches jenes Portrait für mich zum herrlichsten aller Fürstinnenbildnisse macht. Ich würde es nicht glauben, wenn die Weltgeschichte erzählte, diese Elisabeth habe je etwas Unweibliches oder Unkönigliches gethan, und ebenjowenig vermag ich es zu fassen, daß Ihre Hände es gewesen sein sollen, welche für den rohen Geschmack einer verständnißlosen Menge jene abscheulichen Photographien mit schreiend bunten Farben übermalt oder jene Putten mit der gezierten Haltung und dem unmöglichen Gliederbau geschaffen haben.“

Vielleicht würde die junge Dame sich nun doch veranlaßt gesehen haben, weitere Bekennnisse ihres sonderbaren Besuchers durch eine unzweideutige Entgegnung abzuwehren; aber das Wort erstarrt ihr auf den Lippen, als sie in diesem Augenblick draußen auf dem Gange eine kräftige Männerstimme sagen hörte:

„Jawohl, das Fräulein Marie von Brendendorf — mit Ihrer gütigen Erlaubniß! — Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir mitzutheilen, durch welche von diesen dreihundert Thüren man zu ihr gelangen kann?“

„Ein Besuch für Sie!“ flüsterte Hudeg, sich hinter der Staffelei an die Wand drückend. In seinem auf die Thür des Zimmers gehefteten Blick war dieselbe tödliche Angst, mit welcher er vorhin auf der Straße das Zusammenschließen des fluchhemmenden Menschenringes beobachtet hatte.

Nun wurde ziemlich ungestüm geklopft, und ehe noch die junge Malerin ein „Herein!“ hatte aussprechen können, trat der neue Besucher über die Schwelle.



Herzank?

Nach einem Gemälde von Hans Leefken.

Photograph in Verlage von Walter Schöner in Berlin.

„Guten Abend, mein Herzensmariechen! — Wirf mich hinaus, wenn es nicht anders sein kann; aber gestatte mir wenigstens zuvor, Dir einen Kuß zu geben!“

Mit ausgebreiteten Armen war er neben der Thür stehen geblieben, und mit dem jubelnden Ausruf: „Wolfgang — lieber Wolfgang!“ sog Marie wirklich an seine Brust.

Hätte nicht die ungewöhnlich hohe und breitschultrige Gestalt des Fremden den einzigen Ausgang versperrt, welchen das Gemach außer der Thür zum Schlafzimmer besaß, so würde Hudeb unzweifelhaft diesen Augenblick benützt haben, um sich hinaus zu stellen. Mit seinen schon blickenden Augen, seiner in furchtbarer Erregung gekrümmten Gestalt und seinen schlaff herabhängenden Armen, deren Hände sich doch unwillkürlich zu Häuten geballt hatten, gemahnte er an das Aussehen einer geängstigten Kröte, die sich vielleicht widerstandslos todtgeschlagen, vielleicht aber auch von der Verzweiflung hinreißen lassen wird, ihrem Gegner ins Gesicht zu springen und ihm mit scharfen Krallen die Haut zu zerreißen.

Die Malerin mochte unter dem Eindruck mächtiger Ueber raschung seine Anwesenheit vergessen haben, die Augen des stattlichen Herrn aber, dem sie so bereitwillig erlaubte, ihre Lippen zu küssen, hatten die dürrige Gestalt rasch genug erspäht.

„Ah, ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er, ohne das Mädchen freizugeben, „Du hast einen Besuch.“

Mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit hob Marie das Köpfchen.

„Es ist mein Nachbar, Herr Joseph Hudeb — Journalist, wenn ich nicht irre! Gestatten Sie mir, lieber Herr Hudeb, Sie mit meinem Bruder Wolfgang bekannt zu machen!“

Der Letztere neigte artig das Haupt, und auch Hudeb bewegte die Schultern in einer Weise, die wohl eine Verbeugung darstellen sollte. Aber seine Augen blieben nichtsdestoweniger unverwandt auf die Thür gerichtet, und als die beiden anderen nun weiter in das Zimmer herein traten, schob er sich hastig dem Ausgange zu.

„Sie werden verzeihen — ich kann — ich darf — ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Mit lautlosen Schritten war er hinaus gehuscht wie ein Schatten. In lebhaftem Erstaunen blickte ihm Wolfgang von Brendendorf nach. Aber rasch wandte er sich wieder seiner Schwester zu und rief in fröhlichem Tone:

„Da wäre ich also wieder, um nach fünfjähriger Trennung mein Schwesterchen zu umarmen! Nun, ich muß Dir auf Ehre und Gewissen versichern, daß Du Dich in diesen fünf Jahren viel prächtiger herausgemacht hast, als ich's dem mageren Bäckersbuben von damals je zugetraut hätte. Bist Du zufrieden?“

„Von dem eigenen Bruder kann man sich's ja am Ende gefallen lassen.“

„Natürlich erwarte ich, daß Du mir das Lob zurückgibst. Ist mir die amerikanische Luft nicht recht gut bekommen?“

Sie gab sich neckend den Anschein, als ob sie ihn erst jetzt betrachte, und doch leuchtete ihr der freudige Stolz auf des Bruders schöne, männlich kraftvolle Erscheinung schon seit dem Augenblick der ersten Begrüßung aus den Augen.

„Nun ja, man muß sich nicht gerade schämen!“ meinte sie, ihm einen leichten Schlag auf die Wange versetzend. „Du hättest auch in einem schlimmeren Zustande wiederkommen können.“

„Auf zerrissenen Schuhen etwa, mit einem ungeheuren Knotenstok und einer rothen Nase! Ehelich gesprochen, Schwesterchen: hast Du nicht manchmal im Stillen gefürchtet, daß sich eines Tages etwas Berartiges ereignen könnte?“

„O nein, Deine Briefe ließen mir ja keinen Zweifel darüber, daß Du Dich in vortrefflichen Verhältnissen befindest.“

Sie hatte diese Worte etwas zögernd und nicht mehr mit jener übermüthigen Heiterkeit gesprochen, von welcher bis dahin ihr Geplauder erfüllt gewesen war. Wolfgang aber bemerkte es nicht, oder er gab sich doch den Anschein, es nicht zu bemerken.

„Ja, meine Briefe!“ meinte er, seine geschmeidige Gestalt behaglich in den Stuhl zurücklehrend. „Es ist doch ein eigen Ding um solche Schreiberei aus weiter Ferne! Wenn ich mir den Inhalt der kurzen Schriftstücke ins Gedächtniß zurückrufe, mit denen mich das gnädige Fräulein in nur zu langen Zwischenräumen besuchte, so müßte ich eigentlich zugleich erstaunt und zerknirscht sein über den freundlichen Empfang, der mir verirrtem und verloreinem Schöpflein aus der edlen Brendendorfschen Herde hier zu theil geworden ist.“

„Ich hoffe, Du hast niemals im Ernst an meiner schwesterlichen Liebe gezweifelt, Wolfgang!“

„Im Gegentheil! Ich hielt mich immer überzeugt, daß alle die unangenehmen Dinge, die Du mir zu sagen oder vielmehr zu schreiben geruhtest, nur ein rührender Ausfluß eben dieser treuen schwesterlichen Liebe seien. Aus Deinen ernsthaften Vorstellungen schante mir trotz alledem das Bild eines lieben, rosigem Gesichts entgegen, dem die Unschuld und die Unerfahrenheit hell aus den Augen glühten, eines holdseligen kleinen Mädchens, das in seiner Herzensgüte und Herzensinfalt von dem rauhen, unerbittlichen Ernst des Lebens nur gerade so viel wußte, als man gemeinhin mit neunzehn Jahren davon erfahren hat.“

Marie legte ihm die Hand auf den Mund.

„Genug, Du Spötter! Glaubst Du denn, daß ich trotz der haarträubenden Schmeichelei die Bosheit nicht verstände? Also nach meinen Briefen war ich in Deinen Augen ein Gänsgen, das vom Leben nicht mehr weiß, als der Blinde von der Farbe! — Und daß ich mich schon seit zwei Jahren mütterseelenallein mit diesem unerbittlichen Leben herumschlage — daß ich mich, wie ich denke, dabei ganz tapfer gehalten habe, obwohl es mir durch meine Erziehung sicherlich nicht leichter gemacht worden ist als Dir — das kam dem hochmüthigen Herrn der Schöpfung natürlich nicht in den Sinn!“

„O doch, meine wadere kleine Marie, und es erfüllte mich sogar jederzeit mit unbedingter Hochachtung und Bewunderung! Aber ich meine, wir müßten einen kleinen Unterschied machen zwischen Deinem Kampfe ums Dasein und dem meinigen. Für ein mittelloses junges Mädchen bedeutet es ja unter den bestehenden Verhältnissen gewiß einen sehr achtungswerthen Erfolg, wenn es sein Leben zu fristen vermag, ohne dafür Freiheit und Selbständigkeit bis auf den letzten Rest drangeben zu müssen. Ein Mann aber, der es zu nichts Besserem brächte, hätte doch wohl wenig Ursache, sich seiner Kraft zu rühmen. Und ich hätte die Heimath nicht erst zu verlassen brauchen, wenn es nicht mit dem festen Entschluß geschehen wäre, es zu etwas Besserem zu bringen. Es war noch recht viel Ballast in meinem Lebensschifflein, als ich damals halb freiwillig und halb gezwungen aus dem Elternhause abgelegte: einige Kisten voll jugendlichen Leichtsinns und voll höchst unklarer und unfruchtbarer idealistischer Schwärmerieen, vor allem aber ein gewaltiger Sack voll verrotteter Aufschauungen und überlebter Vorurtheile, dessen schätzenswerthen Rest ich meiner Erziehung im Elternhause, dem ständischen Verbindungsleben und meinen beiden Lieutenantenjahren zu danken hatte. Aber der Wind blies mir scharf entgegen, die Wellen drohten über Bord zu schlagen und ich sah bald, daß mein Schifflein gefährlich überladen war. So wanderte denn der Ballast nach und nach ins Meer — der Sack mit den Vorurtheilen zuerst, dann der göttliche Leichtsinns und zuletzt — weil ich mich von ihnen am schwersten zu trennen vermochte — all meine schönen idealistischen Schwärmerieen! Ich lernte erkennen, daß es reiner Unsinns sei, mit den Lerchen oder auch nur mit den Spazern um die Wette fliegen zu wollen, so lange man bis zu den Knien im Sumpfe steckt. Und statt des alten Brendendorfschen Wahrspruchs: „Demüthig und muthig“ wählte ich mir die Losung „Fleißig und beharrlich“. Sie klingt vielleicht nicht ganz so feodal, aber ich bin doch weiter damit gelangt, als ich mit der Demuth und dem Muth gekommen wäre. Reichthum und Unabhängigkeit, das sind meine Ziele; sie gefallen Dir nicht recht, wie Du mir wiederholt mit edler Ent-rüstung geschrieben hast, aber Du darfst mir getrost glauben, daß alle anderen begehrenswerthen Dinge an der nämlichen Straße liegen.“

„Und um reich und unabhängig zu werden, müßtest Du nothwendig den Beruf eines — eines Zahnarztes ergreifen?“

„Nicht gerade nothwendig, denn die Gastwirthschaftsbahn ist unter Umständen auch nicht übel. Und Leute, die mit Schweineschmalz gehandelt oder alte Kleider zu Kunstwolle verarbeitet haben, sind bekanntlich schon zu großem Vermögen gelangt. Aber für jede dieser ansichtsreichen Bahnen fehlten mir die geeigneten Vorkenntnisse. Ich war zu alt und zu steif, um einen brauchbaren Kellnerburschen abzugeben, welche Stufe man unbedingt durch-machen muß, um ein steinreicher Gasthausbesitzer zu werden — und ich fürchte, daß ich trotz des rechtlichen Vermögens niemals sachver-ständig genug in Bezug auf Schweineschmalz oder alte Kleider geworden wäre. Von meinen fünf Donner Semestern her aber wußte ich ganz gut einen Badenzahn von einem Schneidezahn zu

unterscheiden und auch sonst war da noch dies oder jenes haften geblieben, das mir einen Theil meiner zahnärztlichen Lehrzeit ersparen konnte. So entschied ich mich denn schnell für diesen ebenso nützlichen als ehrenwerthen Beruf, eingedenk der trefflichen Wahrheit: Time is money! Zeit ist Geld!“

„Es ist schrecklich, dergleichen anhören zu müssen, und noch schrecklicher, nicht einmal böse werden zu können, wenn man Dich so leidhaftig vor sich sieht. Reden wir denn nicht mehr davon — wenigstens heute nicht mehr! Wie lange gedenkst Du Dich hier aufzuhalten?“

„So lange es Gott gefällt, mein Liebling! Eine von den alten Jugendschwärmerieen ist nämlich doch an mir haften geblieben: die Liebe für mein deutsches Vaterland! — Und ich denke, es wird auch hier genug hohle Zähne geben, um meine Kunst zu Ehren kommen zu lassen.“

Marie schien in allem Ernst ein wenig erschrocken.

„Wie? Du denkst daran, Dich dauernd hier niederzulassen? Du willst in Berlin Zahnarzt werden?“

„Gewiß! Würdest Du Dich etwa schämen, vor aller Welt bekennen zu müssen, daß Dein leiblicher Bruder Zähne plombiert und falsche Gebisse fertigt?“

„Ich — o nein! Aber was würde der Papa sagen, Wolfgang, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, das zu erleben?“

Das frische, heitere Gesicht des jungen Mannes wurde ein wenig eruster.

„Es ist möglich, daß er es für einen unauslöschlichen Schandfleck auf dem Brendendorfschen Ehrenschilde hielt. Aber er ist todt, Marie, und mein Gewissen spricht mich von dem Vorwurf der unkindlichen Lieblosigkeit vollständig frei. Wenn unser trefflicher Vater aus irgend einer besseren Welt auf uns herabzuschauen vermag, so hat er in dieser besseren Welt auch sicherlich längst eingesehen gelernt, daß ein adliger Zahnarzt hundertmal ehrenwerther ist als ein adliger Fäulenzler und Tagedieb.“

Sie antwortete ihm nicht, und es gab ein kleines, drückendes Schweigen, bis er in seinem früheren, leichteren Tone fortfuhr:

„So viel von mir! Nun möchte ich endlich von Deinen Erfolgen hören! Du hast also Dein Talent entdeckt und bist unter die Künstler gegangen?“

„Das heißt, ich übermale dreißigmal hintereinander dieselbe Photographie, auf welcher der Trompeter von Säckingen sein Wehrit Dich Gott über den Rhein hinüber bläst, und ich schmücke Ballsächer mit Amoretten, von denen mir ein aufrichtiger Freund soeben sagte, daß sie gezierte Stellungen und unmögliche Glieder haben.“

„Neben Angelika Kauffmann also wirst Du Deinen Platz am Ruhmeshimmel nicht erhalten? — Schade! Es wäre doch so etwas wie ein Ausgleich mit meiner Unwürdigkeit gewesen. Uebrigens ein sonderbarer Geselle, Dein Herr Nachbar von der Presse, liebe Marie! Geschieht es etwa um der wohlthollenden Kunstberichte willen, daß Du solche Gesellschaft duldest?“

„Ach nein,“ lachte sie in unbefangener Heiterkeit, „und wenn Du nur fünf Minuten früher gekommen wärest, hättest Du seine Kritik selber vernehmen können, die allerdings vielleicht wohlthollend, aber gewiß nichts weniger als schmeichelhaft für mich war.“

„So? — Und dann hat ihn das böse Gewissen in die Flucht getrieben? Er sah ja aus, als sähen ihm alle Furien der Unterwelt auf den Fersen.“

„Eine anscheinend unüberwindliche Schüchternheit! Ich bemerke sie kaum noch; denn trotz der Kürze unserer Bekanntschaft habe ich mich an seine Sonderbarkeiten fast gewöhnt.“

„Hum! — Und wie, wenn ich fragen darf, bist Du überhaupt zu dieser Bekanntschaft gekommen?“

„Dadurch, daß Hudeb mir einen Ritterdienst erwies, der mich ihm aufrichtig verpflichtete.“

„Einen Ritterdienst — der? Das ist drollig!“

„Es hätte sogar leicht sehr tragisch werden können. Um mir meinen entlofenen Dampfkessel wieder zu bringen, den die Krähen schon halb umgebracht hatten, kletterte Hudeb aus dem Fenster seines Zimmers auf das Dach hinaus. Ich kam mich noch jezt dieser fürchterlichen Augenblicke nicht ohne Herzklopfen erinnern. Eine unglückliche Bewegung oder ein Nachgeben der morschen Dachrinne, gegen welche er sich stemmte, hätten ihn unfehlbar in die schreckliche Tiefe stürzen lassen. War es danach nicht meine Pflicht, den armen, verlassenen Menschen mit einiger Freundlichkeit zu behandeln?“

„Und ihn damit vollends um sein bißchen Verstand zu bringen! Begreifst Du in Deiner Unschuld wirklich nicht, Schwesterchen, was es bedeutet, wenn ein Wesen männlichen Geschlechts um des Dampfkessels einer — verzeih' mir die Offenheit! — hübschen jungen Dame willen auf Dächern mit morschen Regenerinnen sein kostbares Leben aufs Spiel setzt?“

Marie hatte ihn erst mit ungeheuchelter Bewunderung angesehen; dann aber lachte sie frohlich auf.

„Du glaubst also wahrhaftig —? — Nun, das ist eine Vermuthung, auf die ich freilich niemals gekommen wäre. Und Du thust ihm bitteres Unrecht! Er war erst an dem nämlichen Tage eingezogen und hatte mich sicherlich kaum gesehen. Als er mir meinen zitternden und halb gerupften Hantel wiederbrachte, sagte er nicht etwa: Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, mein Fräulein, für Sie den Hals zu brechen, sondern er flüsterte nur wie geistesabwesend, ohne mich anzusehen: Sie wollten ihn zerhacken, weil er aus einem Gefängniß kam — lassen Sie ihn nicht wieder hinaus, ich bitte Sie darum, seine Freiheit wäre nichts als ein langames, qualvolles Sterben! Dann war er fort, noch ehe ich ihm danken konnte, und er hätte gewiß niemals daran gedacht, sich mir aufzudrängen, wenn ich ihn nicht am nächsten Abend auf der Treppe getroffen und ihn durch längeres Zureden vermocht hätte, auf ein Viertelständchen bei mir einzutreten.“

„Eine sehr rührende Geschichte! — Und das ist alles, was Du von ihm weißt?“

„Für einen so oberflächlichen Verkehr wie den unsrigen ist es doch wohl genug!“

Der Bruder schien nicht ganz zufrieden, aber er ließ den Gegenstand fallen und fuhr in seiner leichten Weise fort:

„Du fühlst Dich also vollkommen glücklich bei Deinem Trompeter und Deinen Amoretten?“

Marie sah zur Decke des Zimmers empor und faltete die Hände im Schoße.

„Glücklich?“ wiederholte sie nachdenklich. „Nun, wenn ich acht oder zehn Jahre älter geworden bin, werde ich dabei wahrscheinlich vollkommen glücklich sein.“

„Eine diplomatische Antwort und doch einigermaßen deutlich. Du würdest also Deine künstlerische Thätigkeit ohne viel Herzweg mit einer andern Lebensstellung vertauschen?“

„Wenn sie mir zusagt und mir meine persönliche Freiheit erhält — gewiß!“

„Zum Beispiel mit der Stellung einer Geschäftsführerin in meinem Atelier und in meinem Hause, dem ich natürlich einen entsprechend vornehmen Zuschuß geben würde?“

„Nein, Wolfgang! — Ich erkenne die Großmuth Deiner Absicht und ich bin Dir herzlich dankbar dafür. Aber es wäre zwecklos, weiter davon zu reden.“

Er zeigte sich durchaus nicht verlegt und ein gutmüthiges Lächeln suchte um seine blondbärtigen Lippen.

„Nun ja, ich hätte mir's denken können! Und vielleicht hast Du recht! Eines schied sich nicht für alle! Du bist wohl eher für wirkliche Vornehmheit geschaffen als für die Friseurstube-eleganz, die ein Zahnarzt doch im glücklichsten Falle nur entfalten kann. Und, Hand aufs Herz, Mariechen! — hast Du Dich hier in dem glänzenden, verführerischen Berlin nie nach dem Leben in der großen Welt gesehnt, für das man Dich nun doch einmal erzogen hat? Hast Du Dich nie in die Kissen einer bequemen Equipage gewünscht? Und hat es Dir nie in den Füßchen gezudt, wenn irgendwoher die Klänge eines Straußens Walzers zu Dir drangen?“

Sie hob die gefalteten Hände zum Herzen empor und sah ihm mit leuchtenden Augen in das lächelnde Gesicht.

„Ach ja!“ sagte sie mit reizender Natürlichkeit. „Necht herzlich habe ich mich oft danach gesehnt — und namentlich an den unendlich langen, einsamen Winterabenden gab es oft Stunden, in denen ich mich wirklich ein bißchen unglücklich fühlte, weil es mir für immer veragt bleiben sollte. — Aber — wie Du siehst — ich bin nicht daran gestorben!“

Wolfgang blickte auf seine Uhr und stand auf.

„Es stirbt sich, Gott sei Dank, nicht so leicht,“ meinte er, „und wir Brendendorfs zumal sind weder aus dem Geschlechte der Toggenburger noch vom Stamme der Aera, welche sterben, wenn sie lieben. — Aber nun ist's genug für heute! Mein Gepäck liegt noch auf dem Bahnhofe; denn ich bin unmittelbar aus

dem Zuge zu Dir geeilt! Ich werde im Kontinentalhotel absteigen und wage zu hoffen, daß Du morgen dort mit mir zu Mittag speisen wirst!"

"Deiner Rückkehr zu Ehren — mit Vergnügen! — Du holst mich doch ab?"

"Selbstverständlich! — Um drei Uhr, wenn's Dir genehm ist! — Doch — eine beiläufige Frage noch! Unterhältst Du gar keine Beziehungen zu unseren hiesigen Verwandten? — Ich vermied es absichtlich, mich in meinen Briefen danach zu erkundigen."

"Du meinst den General Brendendorf, unseren sogenannten Onkel?"

"Er ist Papas leiblicher Better — warum sollte man ihn da nicht so nennen?"

"Nun ja, Onkel oder nicht, ich habe ihn nie gesehen, ihn so wenig als die Vettern oder die Base, deren Besuch in unserem Elternhause mir ewig die schwärzeste Erinnerung aus der Kinderzeit bleiben wird."

"Du trägst ihnen den kindlichen Groll doch nicht etwa heute noch nach?"

"Gott bewahre! Ich zweifle keinen Augenblick, daß Better Lothar im Verkehr mit jungen Damen heute viel artiger ist als damals, wo er vom Morgen bis zum Abend meinen Lehrmeister spielen wollte, und ich hoffe auch, daß sich Wäschen Gilly inzwischen das Krazen abgewöhnt haben wird. Aber was hilft mir

diese Verjöhnlichkeit! Lothar und Gilly kümmern sich um mich ebenso wenig als ihr Bruder Engelbert, in den ich, wie ich glaube, damals mit meinem siebenjährigen Herzen sterblich verliebt war."

"Sie kümmern sich nicht um Dich — das heißt, man könnte wohl auch mit gutem Recht das Umgekehrte sagen. Hast Du ihnen denn jemals einen Beweis Deines Daseins gegeben?"

"Wie hätte ich dazu kommen sollen? Wußten die Brendendorfs etwa nicht, daß ich elternlos geworden war?"

"Allerdings; aber sie glauben Dich vielleicht noch heute unter der väterlichen Obhut des würdigen Stadtraths Lehmann in der Heimath."

"Mag sein! — Jedenfalls war es ihre Sache, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen; denn ich bin arm und sie sind reich! Hatte ich nicht recht, Wolfgang?"

"Wenn Du es sogar verschmähen konntest, meine brüderliche Unterstützung anzunehmen — gewiß! Von einem andern Standpunkte aus und namentlich im Hinblick auf das Brendendorfsche demüthig und muthig! ließe sich allerdings vielleicht auch widersprechen! Aber es fällt mir nicht ein, in der Stunde unseres ersten Wiedersehens dergleichen zu thun — um so weniger, als es nun wirklich die höchste Zeit ist, daß ich gehe! — Gute Nacht, mein stolzes Schwessterchen — gute Nacht!"

Sie küßten sich herzlich, und mit glückstrahlendem Antlitze geleitete Marie den Bruder bis zur Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Landsknechtsleben.

Von S. Bauer. Mit Zeichnungen von Peter Schnorr.

I.

Wie der Stand der frommen Landsknechte aufkam. — Die Aufrichtung des Regiments. — Obrist Blaubeart.



Es ist kein Zufall, wenn um dieselbe Zeit, als die deutsche Dichtkunst aus den Schlössern der Fürsten, von den Burgen des Adels herabstieg und ihre Heimstätte in den Reichsstädten bei den ehrfamen Bürgern und Handwerksmeistern aufschlug, auch das Kriegswesen sein bis dahin vornehmeres Aussehen und seine Art verwandelte und die Entscheidung der Schlachten aus den Händen der in immer dichtere Stahlharnische sich und ihre Rosse einhüllenden adligen Ritterscharen nahm, um sie in die starken Häufte kriegsmuthiger, abenteuerlustiger Bürger und Bauern, eines leichter bewehrten Fußvolks, zu legen. Beide Erscheinungen haben ihre tiefste Wurzel in dem durch die Reformationsbewegung geweckten Geiste der Freiheit und in dem durch dieselbe besiegelten Verfall mittelalterlichen Feudallebens.

Bei beiden Vorgängen wirkten natürlich auch noch allerehand äußere Umstände mit, vor allen Dingen die Ausbildung der Handfeuerwaffen, die für den ohnehin überlasteten, als Hauptwaffe die schwere Lanze führenden Ritter unverwendbar waren und deren Geschosse ganz anders an die stählernen Harnische pochten als selbst die Bolzen der stärksten Armbrust. Sogar der raunlustige Götz von Berlichingen spricht in seiner Lebensbeschreibung mit unverhohlenem Respekt von Geschütz und Feuerwaffen und meint in der Erzählung von der Fehde des Markgrafen Kasimir von Brandenburg gegen die Nürnberger, es sei ihm und seinen adligen Gefellen im Geschützfeuer der Nürnberger „die Weile nit kurz geworden; dann es kann nit ein jeglicher das Gepölder leiden.“

Von entscheidendem Einflusse aber war doch in erster Reihe der schon seit geraumer Zeit eingetretene Verfall des feudalen Heerbanns, in welchem neben den adligen Ritterscharen das Fußvolk kaum noch als bewaffneter Troß in Betracht kam. Dieser Verfall trat allenthalben ein, am meisten in Deutschland; des Reichs politisches Gefüge wurde so locker, daß das Vajallenverhältniß der Fürsten und des reichsunmittelbaren Adels zum Kaiser immer mehr seine Wirksamkeit verlor. In den kleinen Nachbarsehen der Landesfürsten erwies das Lehnsystem zwar noch längere Zeit sich verwendbar; für die Reichskriege hatte es lange vor dem Ende des 15. Jahrhunderts jede Bedeutung verloren.

An Stelle des dienstpflichtigen Lehnsmanns trat schon im 15. Jahrhundert der um Sold dienende Ritter. Eine zweckentsprechende Ordnung des nationalen Wehrwesens auf Grund der geschichtlich gewordenen Verhältnisse versuchte zuerst um die Mitte des eben genannten Jahrhunderts Karl VII. von Frankreich mit der Errichtung der fünfzehn ritterlichen Ordnungskompanien der „hommes d'armes“ (Waffenleute). Dieses Heer ritterlicher Söldner war fortan die Pflanzschule der neueren französischen Ritterschaft, seine Ruhmessterne waren die Bayard und La Trémoille. Das veränderte Waffenwesen heischte zwar schon gebieterisch die Herstellung auch eines kriegstüchtigen, zweckvoll geschulten Fußvolks, aber die französischen Bürger und Bauern waren noch viel zu unfriedfertig für solchen Zweck, und so führte, als der Kampf zwischen dem Hause Valois und dem Geschlechte der Habsburger zuerst um das Erbe Karls des Kühnen, dann um Neapel und Mailand, d. h. um die Herrschaft in Italien, begann, die Noth die Könige Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. zu der Auskunst, um schweres Geld die Besieger Burgunds, Oesterreichs und der Schwaben in ihren Dienst zu berufen; sie mietheten Schweizer.

An diese ebenfalls sich zu wenden, verbot sich dem ritterlichen Kaiser Maximilian I.; mußten ihm die Schweizer doch noch als Empörer gegen Habsburg erscheinen. Zu oft schon im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte aber war die Kraft und die Blüthe der geharnischten adligen Reiterei, noch ehe die Handfeuerwaffen eine entscheidende Rolle spielten, vor geschlossenen, mit handlicher Wehr zu Fuße kämpfenden Bürger- und Bauernheeren erlegen. Es wirkte in der Erinnerung an solche Unglücksstage eine gewisse Scheu, geschlossen stehhaltendes Fußvolk anzugreifen fortwährend noch bei den adligen Harnischreitern nach, und selbst

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, gerieth in Verstimmung, wenn ihm zugemuthet wurde, mit seinen adligen Genossen gegen Landsknechte anzutreten; mehrmals hat er die Frage an sich selbst und seine Umgebung gethan, ob er wohl sein und seiner Genossen adlig Leben „gegen die harten Bauern, gegen Söldner, die zu Hause Schuster, Hufschmiede und Bäcker seien“, wagen solle.

Wollte Maximilian unter solchen Umständen gegen die in Frankreichs Sold kämpfenden Schweizer das Feld behaupten, so mußte er ihnen selbst in Gegenden, welche an und für sich der Verwendung von Reiterei günstig waren, ein entsprechend gerüstetes Fußvolk entgegenstellen. Da er nun kein solches vorfand oder auswärts werben konnte, so schuf er sich ein eigenes aus Bauern und städtischem Volke der österreichischen Erblande; er ließ die Werbetrömmel rühren und bewaffnete die zu den Fahnen des volksthümlichen Fürsten Herbeieilenden mit dem 18 Fuß langen, der makedonischen Phalanx entlehnten Speiße, soweit sie nicht von Hause aus ihnen bereits gewohnte Waffen, Hellebarden, lange zweihändige Schlachtschwerter, Hakenbüchsen zc. mitbrachten. Die Hauptwaffen allerdings bildeten der lange Speiß und als Seitenwehr das handliche, kurze, breite, zu Hieb und Stoß geschickte Landsknechtsschwert, welches der Bequemlichkeit halber quer über den Leib gegürtet wurde.

Der Klang des Wortes „Landsknecht“ und der Umstand, daß der lange Speiß geraume Zeit, noch bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein, die Hauptwaffe der Infanterie blieb, hat schon gleichzeitige Schriftsteller verführt, die so entstandenen Truppen „Lanzknechte“, lancigeri, zu nennen. Der Name Landsknecht bezeichnet aber nicht sowohl eine bestimmte Waffengattung, als vielmehr Kriegsvolk aus dem niedriger gelegenen Lande im Gegensatz zu den Schweizern, welche nie Landsknechte genannt wurden. Die Franzosen nannten die deutschen Söldner Lansquenets oder Landsquenets. Als späterhin auch aus den übrigen Theilen des Reichs abenteuerlustige Gefellen des Kaisers Fahnen zuzogen, unterschied man zwischen oberländischen, d. h. süddeutschen, und niederländischen oder norddeutschen Knechten.

Die Geworbenen lehrte Maximilian mit Hilfe erfahrener Kriegskente, adliger und bürgerlicher, in geschlossener Ordnung marschiren, zur Abwehr in der Vertheidigung die Speiße fallen, den „Jagel“, d. h. die Sturmkolonne bilden u. s. f. Die verschiedenen Waffen, Speiße und kurze Wehren (Hellebarden, Schlachtschwerter) wurden in dem „Gewalthaufen“ zweckentsprechend untereinander gemengt, die Schützen gelehrt, an die Ecken des Gewalthaufens sich „anzuhängen“, zum Gefechte vorzuschwärmen und

im rechten Augenblicke unter und hinter den Speißen Deckung zu suchen.

Es herrscht nun noch vielfach der Glaube, als seien die Landsknechte von Anfang an verlottertes, unehrliches, wohl auch unfreies Gesindel gewesen. Es ist dies nicht richtig. Kein Zweifel, daß im Laufe der Zeit bei den ewigen Kriegen sich ein Stamm verkommener, arbeitscheuer Soldläufer bildete, und daß mit dem Anwachsen der Nachfrage und dem steigenden Verbrauche schließlich weniger zimperlich bei der Annahme der sich Meldenden verfahren wurde, bis im Dreißigjährigen Kriege zuletzt Zustände einrißen, welche die eben bestrittene Ansicht allerdings durchaus rechtfertigen. In den ersten Zeiten des neuen Wehrsystems aber, nachdem Maximilian die ersten Haufen zum Theil mit Waffen versehen, war der Eintritt in die Gemeinde der „frommen Landsknechte“ nicht so leicht; nur wer ausgestattet mit Wams und Schuhen, womöglich mit Blechhaube und Harnisch, sowie mit gutem Schwert, Speiß, Hellebarde oder Hakenbüchse erschien, ward in die Musterrolle aufgenommen. Leute, welche einen vollen Fußknechtsharnisch, bestehend in Sturmhaube, Halsberge, Brust- und Rückenharnisch, Schulterstücke und Armzeug sowie stählernem Schurze, mitbrachten, erhielten Doppelsold. Im übrigen trug das ganze Wesen manches von dem

städtischen Zunftleben an sich, und die Verhältnisse des Reichs, die Anregungen der Zeit waren so beschaffen, daß es auf dem Land, in den Städten und auf den Burgen Leute genug gab, welche, ohne irgendwie in Unehre zu sein, doch der engen heimischen Verhältnisse überdrüssig waren und mit bestehenden Einrichtungen und Gesetzen der Heimath auf gespanntem Fuße standen. Für diese bildeten dann die Haufen der Landsknechte eine willkommene Zuflucht.

Von Anfang an dienten in den Reihen der Landsknechte als Doppelsöldner in gutem Harnische gar manche adlige Gefellen, denen das Stilleben auf ihren Felsenestern unter dem Landfrieden unerträglich geworden war; andere wie der Maler und Schnitzer von Heiligenbildern Anton Sirt aus Waiblingen, später ein berühmter Kriegsmann, nahmen den Speiß auf die Schulter, weil die Reformation oder andere Umwälzungen ihnen den Erwerb geschmälert hatten, der eben

erwähnte auch, weil er lieber mit den Türken raufen wollte, als länger die Zänkereien seines bösen Weibes anhören, der er übrigens aus dem Felde manches Kleinod und Beutestück als Angebinde sandte. Es ist bedenklich, daß in demselben Jahre, in welchem Maximilian das neue nationale Wehrsystem schuf, 1487, das sechsunddreißigste und letzte wirkliche deutsche Turnier



Scharfrichter und Prosoß.



Feldobrist, Lieutenant und

Landsknechte.

stattgefunden hat. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts galt den Landsknechten die schwergeharnischten Ritter als altfränkische Erbsinnungen, und Paul Jovius erzählt, sie seien manchmal von dem mutwilligen Fußvolke, wenn sie vorüberritten, spöttisch gefragt worden, ob denn Festtag wäre, weil sie so gepust und feierlich langsam daherrückten. „Solche Schmach“, schließt der erwähnte Schriftsteller, „mußten die Rittersleute verschlucken, weil das Recht des Kriegs auf den angeblasenen Lunten der Hakenbüchsen sichtlich beruhte.“

Ganz im Anfange allerdings wurden die neuen Truppen von manchen Seiten begreiflicherweise mit scheelen Augen betrachtet. Kaiser Max aber ließ sich angelegen sein, persönlich dieselben zu Ehren zu bringen. Mehr als einmal ließ er sich auf des Reiches Heerstraße in Landsknechtsrüstung, den Spieß auf der Schulter, das kurze Schwert umgürtet, sehen, und einmal zog er gar mit 900 Fürsten, Herren und Rittern in solcher Tracht und Wehr in die Stadt Köln ein. Zuerst freilich, in Maximilians Schweizkrieg, zahlten die Landsknechte ihren Lehrherren, den Schweizern, blutiges Lehrgeld, woher sich dann ein grimziger Handwerks-wetteifer zwischen beiden entspann; aber schon 1522 bei Bicocca, welcher Tag Herrn Georg v. Frundsberg bei den Schweizern den Namen „Leut-reffer“ eintrug, und drei Jahre später, bei Pavia, sank der Ruhm der Schweizer mit ihren berühmtesten Führern vor den Landsknechten für immer in den Staub, und die schweizer Söldner verschwanden darauf bald überhaupt von den Schlachtfeldern, friedlicheren Hof- und Herrendienst suchend.

Das System, ein Kind der Noth und besonderer Zeitstimmung, trug allerdings große, aus seiner Natur entspringende Schäden in sich. Nimmt es sich auch noch geradezu vornehm aus gegen die Söldnerei, Drillerei und heimtückische, heimlich auf die Menschenjagd gehende Werberei nach dem Dreißigjährigen Kriege bis in die ersten Anfänge dieses Jahrhunderts, so hatte es doch die schlimmste Folge, daß trotz der strengsten kaiserlichen Erlasse sich immer und immer wieder Fürsten und Herren, Ritter und Landsknechte in den Sold der Reichsfeinde gaben, namentlich als die französischen Könige angingen, sie den Schweizern vorzuziehen. Mehr als ein Haupt, auch adliger Kriegsmänner, ist darum unter dem Schwerte des Henters gefallen, wie z. B. unter Kaiser Karl V. dasjenige des schönsten und herzhaftesten Obristen, Sebastian Vogelsberger, welcher noch dazu in Wirklichkeit unschuldig war; sein Andenken lebte, wie aus „Des Knaben Wunderhorn“ zu ersehen ist, noch lange im Volksliede. So lange die Einrichtung im ganzen noch von nationalem Ehrgefühl getragen war, ahndeten auch die Landsknechte den Vaterlandsverrath an Landsleuten und Handwerksgeossen in reichsfeindlichem Solde. So nahm und erhielt in der Schlacht bei Pavia der nach seinen Rüstungen und Fahnen als die „Schwarze Schar“ bezeichnete Landsknechtshaufe, der unter Führung vieler Herren und Edlen trotz kaiserlicher Verbote unter dem französischen Lilienbanner stritt, von Frundsbergs Knechten kein Quartier; ihren Führern wurde die Ehre des Zweikampfs, den sie nach Landsknechtsbrauch von denen der Gegenpartei forderten, verweigert. Sie fielen alle bis auf den letzten Mann. Später aber, als das Nationalgefühl in Deutschland mehr und mehr dahinschwand, ward die Solbläuferei ins Ausland eine immer mehr um sich greifende, schandbare Sitte. Die Folgen damaliger Vergeudung nationaler

Wehrkraft müssen wir, die Enkel, heute noch büßen. „Ueber-schüssige“ deutsche Kraft füllte z. B. Frankreichs Zeughäuser mit dem Reiche abgenommenen Trophäen und half dem französischen Staate zu jener geschlossenen Macht, welche ihm so lange ein schwer empfundenenes Uebergewicht über das zerrißene Deutschland gab. Das Kriegsleben machte die der Werbetrommel Folgenden sehr oft zu friedlicher Arbeit untauglich, und die während des Friedens „gartend“, das heißt bettelnd und wohl auch raubend, umherziehenden Landsknechte waren bald eine Geißel des flachen Landes, wie aus Hans Sachsens köstlichem Gedicht über die gartenden Landsknechte zu ersehen ist. Die leichte Art endlich, Kriegsvolk zu erhalten, war für erobertungslustige, ehrgeizige Fürsten eine gefährliche Versuchung und trug zur Vermehrung der Kriege bei. Ein schwäbischer Chronist, Sebastian Frank, läßt denn gerade aus diesem Gesichtspunkte die „frommen Landsknechte“ sehr hart an. „Wenn der Teufel Sold ausschrieb.“ lesen wir dort, „so fliegt und schneit es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch jemand zu Tod verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur aller herkam und sich den Winter erhalten hat.“

Der „böse Winter“ spielt in der That eine bezeichnende Rolle in den uns erhaltenen Landsknechtsliedern.

Die Landsknechtsheere waren im vollsten Sinne des Wortes Freiwilligenheere. Sie waren daher nicht gewillt, ihr Leben ohne Gewährleistung bestimmter Rechte zu verkaufen; wie zu Hause Kunst und Genossenschaft sie vor Gewalt und Verunglimpfung schützten, wie dort ihre Kunst-oberen im Rathe gehört wurden, so verlangten sie auch im Felde Sicherung ihrer Rechtsverhältnisse. Die Feststellung derselben verstand man unter dem Ausdrücke „Aufrichtung des Regiments“, wobei letzteres Wort nicht die Einheit nach Gliederung und Verwaltung, welche heute darunter begriffen wird, bedeutet, sondern soviel wie Regierung oder Gesetz. So oft ein Kriegsherr freitbaren Volks bedurfte, schickte er irgend einem berühmten Kriegsmann, adligen oder bürgerlichen Standes, einen Bestallungs-brief als Feldobristen nebst einem Patent, welches denselben zur Aufrichtung eines Regiments bevollmächtigte; beigegeben wurde ein die Verfassung oder den Rechts-



Histor. Kaiser Max in Landsknechtstracht.

brauch, welche der Kriegsherr gehalten wissen wollte, enthaltender Artikelbrief; der Sold, die Zahl der Fähnlein, der Ort, wo das geworbene Volk dem Kriegsherrn vorgestellt werden sollte, wurden ebenfalls genau bestimmt. Der so Beschiede brachte nun unter Zuhilfenahme seines Kredits zunächst das nötige Geld auf und setzte seinerseits seine Freunde und früheren Waffengefährten von dem ihm gewordenen Auftrage in Kenntniß, wählte sich aus den Erfahrensten auch gleich seinen Stellvertreter oder Obristlieutenant und bestellte die übrigen als Hauptleute über die einzelnen Fähnlein. Diese letzteren nun waren es, welche zunächst, jeder für sich, die eigentliche Werbung besorgten, in Städten und Flecken, namentlich bei Jahrmärkten oder ähnlichen viel Volk zusammenführenden Anlässen sie „umschlagen“ ließen. Hatte jeder die nötige Anzahl Geworbener beisammen, wobei auch auf das richtige Zahlenverhältniß der Spieße, kurzen Wehren und Hakenbüchsen zu sehen war, so beraumte der Kriegsherr oder der von ihm bestellte Musterherr einen Tag der Zusammenkunft an. Auf dem bestimmten Plage waren zwei Spieße aufgerichtet, ein dritter quer darüber gebunden. Auf der einen Seite dieses „Thors“ hielt zu Kopf der Obrist und der Hauptmann des gerade zu mustern den Fähnleins, auf der andern saß an einem Tische der Schreiber des Musterherrn, welcher selbst nahebei hielt und nun jeden einzelnen Knecht an sich vorbeiziehen ließ, dem Schreiber seine Bemerkungen diktiert.

Tauf- und Zuname jedes einzelnen Knechts wurden nebst seinem Geburtsort aufgezeichnet. War dies geschehen, so stellten nunmehr auch die Knechte dem Obristen ihre Bedingungen, wie z. B., daß sie nicht gegen protestantische oder katholische Reichsstände geführt werden sollten u. dgl. Alsdann ließ der Obrist „zur Gemeinde schlagen“, hielt „im Ring“ eine Ansprache, in welcher er den Auftrag und Zweck des Kriegs darlegte, worauf der Artikelbrief gelesen und in die Hände des bei dieser Gelegenheit vorgestellten rechtskundigen Schultheißen beschworen wurde. War dies geschehen, so wurden die anderen hohen Aemter vom Obristlieutenant und den Fähndrichen bis zu dem furchtbaren Profossen bestellt, und jeder Ernannte hielt seine Ansprache. Ganz ebenso hielt dann jeder Hauptmann mit seinem Fähnlein eine „Gemeinde“ ab, stellte seinen Lieutenant, Kaplan, Schreiber und Feldscheer, welche nur er zu ernennen hatte, vor. Zum Schlusse bildeten dann die Knechte jedes Fähnleins einen Ring für sich und wählten, was sie als freie Gemeinde kennzeichnet, unter des Feldweibels Leitung den Gemeinweibel und andere Bestellte, welche als Vertreter der Knechte zu wirken hatten. Endlich sonderte sich der Haufe in Rotten von je 10 Spießern und wählte die Tüchtigsten zu Rotte-meistern.

Zum Schluß möge hier noch eine Geschichte Platz finden, welche von der machtvollen Stellung des Obristen einen Begriff geben kann. Dieser, meist ohnehin ein angesehener Mann, bezog unter Karl V. hundertfachen Monatslohn, etwa 400 Gulden, und hatte seinen eigenen kriegerischen Hofstaat. Die Vorstellung von seiner Würde und Machtvollkommenheit war noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine ganz außerordentliche. Ein mit dem Grafen Mansfeld nach Ostpreußen gedrängter Obrist Karpejan, böhmischen Ursprungs, lud im Sommer 1623 die vornehmsten Offiziere des Lagers zu Waite. Nach der Sitte der Zeit wurde stark gebedehert, und

als der Wein die Zungen löste, wurde dem Obristen mitgeteilt und durch Zeugen bestätigt, daß ihm sein Weib, von welchem er fünf Kinder hatte, untreu geworden sei. Als bald verließ der Obrist das Gelage, begab sich in das Nebengemach, wo sein Weib mit anderen Offiziersfrauen saß, und gebot ihr, sich fertig zu machen: er müsse eilends in sein Quartier zurück. Ahnungslos folgte sie ihm. Dort angekommen, ließ er sofort seinen Kaplan holen und gebot dem Erschrockenen, die Ehebrecherin zum Tode vorzubereiten, er werde sie enthaupten lassen. Während der Kaplan entsetzt noch Einwendungen machen wollte, trat schon der herberufene Scharrichter des Regiments ein. Nun wurde dem sündhaften Weibe der ganze schreckliche Ernst der Lage klar; sie flehte fußfällig ihren Mann um Gnade an und gelobte, wenn er sie gewähre, wolle sie in die Ferne ziehen und er solle nie mehr etwas von ihr hören, gerade als ob sie todt wäre. Der grimme Mann aber kannte kein Erbarmen, ja, als sogar der Scharrichter, von Grauen ergriffen, sich weigerte, die Unglückliche zu enthaupten, da entriß ihm Karpejan das Richtschwert und schiedte sich an, selbst den Streich zu führen. Jetzt erst erklärte sich der Henker bereit, seines Amtes zu walten; er fürchtete, der Obrist werde ihn, wenn er widerpenstig bleibe, der Frau in die Ewigkeit nachschicken; er forberte daher sein Schwert und schlug dem Weibe das Haupt ab. In eine eilig gefertigte Bahre gelegt, wurde die Leiche alsbald begraben.

Niemand, kein Richter, kein General, kein Kriegsherr hat den Obristen zur Rechenschaft gezogen. Doch blieben ihm alle Gemüther abgewandt, vereinsamt und verbittert lebte er fortan dahin, und als er nach Holland kam, fehlte wenig, daß er von Weibern und Kindern auf den Gassen mit Steinen zu Tode geworfen wurde. Mit schrecklichen Zügen blickt aus dieser Geschichte die furchtbare Gewalt hervor, mit welcher der Geist der Zeiten die Würde höherer Befehlshaber umkleidete.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Rachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Gesandte schien diesen Trotz Hartmuts doch nicht erwartet zu haben, er hatte sich offenbar die Sache leichter gedacht, aber er bewahrte seine Gelassenheit.

„Wirklich? Sie wollen also bleiben? Nun, Sie sind es gewohnt, ein hohes Spiel zu spielen, Sie scheinen das auch hier — still, wir werden gestört! Ueberlegen Sie sich die Sache, vielleicht bestimmen Sie sich doch eines Besseren.“

Er trat rasch in den anstoßenden Saal, wo jetzt der Oberforstmeister erschien.

„Wo stehst Du denn eigentlich, Herbert?“ fragte dieser, als er des Gesandten ansichtig wurde. „Ich habe mich überall nach Dir umgesehen.“

„Ich wollte meine Frau holen —“

„Die ist bereits im Speisesaal wie alle Welt, und Du wirst auch schon vermist. Komm, es ist Zeit, daß wir etwas zu essen bekommen!“ Damit bemächtigte sich Herr von Schönau in seiner immer frohgelaunten Weise seines Schwagers und entfernte sich mit ihm.

Hartmut stand noch an seinem Plaze, aber er rang nach Athem, die Aufregung drohte ihn zu ersticken, Scham, Haß und Empörung, das alles stützte wild durcheinander in seinem Innern. Neue Andeutung Wallmodens hatte ihn furchtbar getroffen, obwohl er sie nur halb verstand. Sie zerriß den Schleier, mit dem er sich, halb unbewußt, halb absichtlich die Wahrheit verhüllte. Er hatte in der That geglaubt, daß ein geretteter Rest des Vermögens ihm und seiner Mutter die Mittel zum Weiterleben lieferte, aber es war nicht das einzige Mal gewesen, wo er nicht hatte sehen wollen, was er doch hätte sehen müssen.

Als die Hand der Mutter ihn so jäh und plötzlich aus dem Zwange der väterlichen Erziehung in die schrankenloseste Freiheit riß, als er den Kreis strenger Pflichten mit einem Dasein voll bezaubernden Genusses vertauschte, da hatte er dies Dasein in vollen Zügen genossen, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben. Er war zu jung, um zu urtheilen, und später — da war es

eben zu spät für ihn, da hatten Beispiel und Gewohnheit ein unzerreißbares Netz um ihn gewoben. Jetzt zum ersten Male wurde ihm klar und deutlich gezeigt, was das Leben war, das er so lange geführt hatte, das Leben eines Abenteurers, und wie einen Abenteurer wies man ihn fort aus den Kreisen der Gesellschaft.

Aber noch heißer als die Scham darüber brannte der Schimpf, den man ihm angethan hatte, der Haß gegen den Mann, der ihm diese unerbittliche Wahrheit aufzwang. Das ungeliebte Erbtheil der Mutter, das heiße, wilde Blut, das einst schon dem Knaben so verhängnisvoll geworden war, wallte auf wie ein Feuerstrom, und jeder andere Gedanke ging unter in dem Gefühl einer wilden, maßlosen Rachsucht. Die sonst so schönen Züge Hartmuts waren entstellt bis zur Unkenntlichkeit, als er endlich stumm, mit zusammengebißenen Zähnen das Zimmer verließ. Er wußte und fühlte nur eins, daß er sich rächen mußte, rächen um jeden Preis! —

Es war schon ziemlich spät, als das Fest sein Ende erreichte. Nachdem das herzogliche Paar sich zurückgezogen hatte, erfolgte der allgemeine Ausbruch, ein Wagen nach dem anderen rollte den Schloßberg hinab, das helle Licht der Säle erlosch und Fürstentum begann, sich in Dunkel und Schweigen zu hüllen.

Die beiden Zimmer, welche der Gesandte und seine Gemahlin in der Wohnung des Oberforstmeisters innehatten, waren noch erleuchtet; Adelheid stand am Fenster, sie trug noch die reiche Festkleidung und blickte wie in Gedanken verloren hinaus, aber es war eine eigenthümlich müde Bewegung, mit der sie das Haupt an die Scheiben lehnte.

Wallmoden saß am Schreibtische und durchslog einige Briefe und Depeschen, die während der letzten Stunden eingegangen waren. Sie schienen Wichtiges zu enthalten, denn er legte sie nicht zu den übrigen Papieren, die morgen früh erledigt werden sollten, sondern ergriff eine Feder und warf rasch einige Zeilen hin; dann erhob er sich und trat zu seiner Frau.

„Das kommt unerwartet,“ sagte er. „Ich werde nach Berlin reisen müssen.“

Adelheid wandte sich überrascht um.

„So plötzlich?“

„Ja, ich dachte die betreffende, allerdings wichtige Sache brieflich zu erledigen, aber der Minister wünscht dringend persönliche Rücksprache. Ich werde mich also morgen früh von dem Herzog beurlauben, vorläufig auf acht Tage, und dann sofort abreisen.“

Man konnte in dem Halbdunkel die Züge der jungen Frau nicht unterscheiden, aber ihre Brust hob sich unter tiefen Athemzügen, der eine vielleicht unbewusste Erleichterung verrieth.

„Und um welche Stunde fahren wir?“ fragte sie rasch. „Ich möchte meine Kammerfrau benachrichtigen.“

„Wir? Es ist eine rein geschäftliche Angelegenheit und da reise ich selbstverständlich allein.“

„Aber ich könnte Dich trotzdem begleiten.“

„Wozu denn, Du hörst ja, daß es sich nur um eine Abwesenheit von acht bis vierzehn Tagen handelt.“

„Gleichviel, ich — ich möchte Berlin einmal wiedersehen.“

„Welch ein Einfall!“ sagte Wallmoden achselzuckend. „Ich werde diesmal so in Anspruch genommen sein, daß ich Dich nirgends hinbegleiten kann.“

Die junge Frau war an den Tisch getreten und stand jetzt im vollen Schein der Lampe. Sie war viel bleicher als sonst und ihre Stimme hatte einen gepreßten Klang, als sie antwortete:

„Nun, so bleibe ich zu Haus, aber hier in Fürstenstein möchte ich wirklich nicht allein bleiben, ohne Dich.“

„Allein?“ Der Gefandte sah sie befremdet an. „Du bleibst bei unseren Verwandten, deren Gäste wir sind. Seit wann bist Du denn überhaupt so schutzbedürftig? Das ist eine Eigenschaft, die ich bisher noch nie an Dir bemerkt habe. Ich begreife Dich nicht, Adelheid, was ist das für eine seltsame Laune, daß Du mich durchaus begleiten willst?“

„Nun, so nimm es als eine Laune, aber laß mich mit Dir reisen, Herbert — ich bitte Dich darum!“

Sie legte bittend die Hand auf seinen Arm und ihre Augen waren mit einem beinahe angstvollen Ausdruck auf den Gatten gerichtet, dessen schmale Lippen sich jetzt spöttlich verzogen. Es war jenes überlegene Lächeln, das bisweilen so verlegend sein konnte.

„Ah so, jetzt begreife ich! Die Scene mit der Prinzessin ist Dir unangenehm gewesen, Du fürchtest ererbte Plänkchen, die ja allerdings nicht ausbleiben werden. Diese Empfindlichkeit mußt Du Dir abgewöhnen, mein Kind, Du solltest im Gegentheil einsehen, daß gerade diese Begegnung Dich in die Nothwendigkeit versetzt, hier zu bleiben. Bei Hofe wird jedes Wort, jeder Blick gedeutet, und eine plötzliche Abreise Deinerseits würde zu allen möglichen Deutungen Anlaß geben. Du hast jetzt standzuhalten, wenn Du Dir Deine Beziehungen zum Hofe nicht dauernd erschweren willst.“

Die Hand der jungen Frau glitt langsam von seinem Arme und ihr Blick sank zu Boden bei dieser kühlen Abweisung ihrer fast flehenden Bitte, der ersten, die sie überhaupt aussprach in ihrer kurzen Ehe.

„Standhalten!“ wiederholte sie leise. „Das thue ich, aber ich hoffe, Du würdest mir zur Seite bleiben.“

„Das ist für den Augenblick nicht möglich, wie Du siehst. Uebrigens verstehst Du es ja meisterhaft, Dich zu wehren. Das hast Du heute mir und dem ganzen Hofe gezeigt, aber ich verlaße mich darauf, daß der Wind, den ich Dir vorhin gab, befolgt wird und Du künftig vorsichtiger in Deinen Antworten bist. Jedenfalls bleibst Du in Fürstenstein, bis ich zurückkehre und Dich abhole.“

Adelheid schwieg, sie sah, daß hier nichts zu erreichen war. Wallmoden trat wieder an den Schreibtisch und verschloß die eingegangenen Schriftstücke; dann ergriff er das Blatt, auf dem er die Antwort niedergeschrieben hatte, und faltete es zusammen.

„Noch eins, Adelheid!“ sagte er flüchtig. „Der junge Fürst Adelsberg war heut unausgeseht in Deiner Nähe, er huldigt Dir in etwas auffallender Weise.“

„Wünschst Du, daß ich diese Huldigungen zurückweise?“ Sie fragte das sehr obenhin.

„Nein, ich bitte Dich nur, ihnen die nöthigen Schranken zu ziehen, damit kein unnützes Gerede entsteht. Ich denke nicht daran, Dir Deine Erfolge in der Gesellschaft zu verkümmern. Wir leben nicht in bürgerlichen Verhältnissen, und in meiner Stellung wäre es lächerlich, wollte ich den eifersüchtigen Ehemann spielen, der jede

Aufmerksamkeit, die man seiner Frau erweist, mit Argwohn betrachtet. Ich muß Dich darin ganz Deinem eigenen Taktgefühl überlassen, dem ich unbedingt vertraue.“

Das Klang alles so gelassen, so vernünftig und so grenzenlos gleichgültig. Von dem Vorwurf der Eifersucht konnte man Herrn von Wallmoden in der That freisprechen, die offen zur Schau getragene Bewunderung des jungen, lebenswürdigen Fürsten flöste ihm gar keine Beirgung ein, er überließ seine Frau ruhig ihrem „Taktgefühl“.

„Ich werde die Depesche selbst bejorgen,“ fuhr er fort, „seit der Herzog hier ist, haben wir ja ein Telegraphenamnt im Schlosse. Du solltest Deiner Kammerfrau klingeln, mein Kind, Du siehst etwas angegriffen aus und bist wahrscheinlich ermüdet — gute Nacht!“

Damit ging er, aber Adelheid befolgte den ihr erteilten Rath nicht. Sie war wieder an das Fenster getreten und ein halb bitterer, halb schmerzlicher Ausdruck zuckte um ihre Lippen. Sie hatte es noch nie so deutlich wie jetzt gefühlt, daß sie ihrem Gatten nichts war als ein glänzendes Schmuckstück, mit dem man Staat macht — eine Frau, die man stets mit vollendetester Höflichkeit und Artigkeit behandelt, weil man mit ihrer Hand ein fürstliches Vermögen empfangen hat, und der man mit derselben Höflichkeit eine Bitte abschlägt, die doch so leicht zu gewähren war.

Ueber dem Walde lagerte die Nacht, der Himmel war dunkel und verschleiert, nur hin und wieder schimmerte ein einzelner Stern durch die fliehenden Wolken, und zu diesem düsternen Nachthimmel blickte jetzt ein Antlitz empor, nicht in der kühlen stolzen Ruhe, in der die Welt es zu sehen gewohnt war, sondern mit dem Ausdruck flehender Angst.

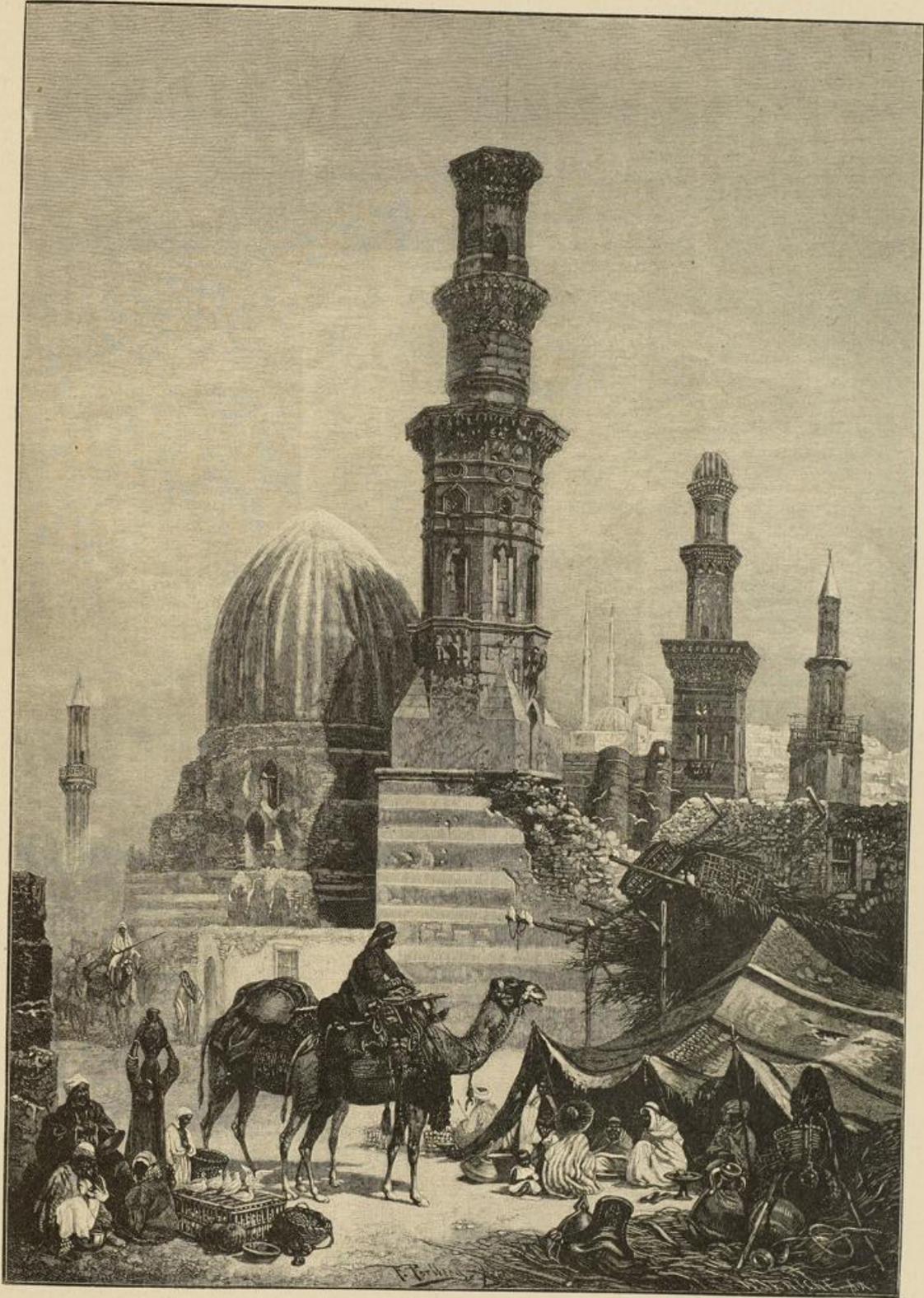
Die junge Frau hatte beide Hände gegen die Brust gepreßt, als schmerze sie dort etwas. Sie hatte ja fliehen wollen vor der dunklen Nacht, deren Klagen sie längst schon gefühlt hatte, und die jetzt immer näher, immer dichter ihre Kreise zog, sie hatte sich in den Schutz des Gatten flüchten wollen — vergebens! Er ging und ließ sie allein, und ein anderer blieb, ein anderer, der mit seinen dunklen, heißen Augen, mit dem Klange seiner Stimme eine so geheimnißvolle unwiderstehliche Gewalt ausübte. „Ada!“ Der Name mit seinem fremdartig süßen Klange wehte wie Geisterhauch an ihrem Ohr vorüber. Es war ja ihr Name, den die Sagengestalt der Arivana trug.

Es war Oktober geworden und der Herbst begann seine Herrschaft schon nachdrücklich zu zeigen. Das Laub der Bäume färbte sich bunt, die Landschaft lag morgens und abends im Nebelnebel und die Nächte brachten bisweilen Reif, während die Tage meist schön und sonnig waren.

Mit Ausnahme jenes großen Abendfestes, das die ganze Umgegend in Fürstenstein versammelt hatte, und der Jagden, die um diese Jahreszeit selbstverständlich im Vordergrunde standen, fanden keine besonderen Festlichkeiten statt. Der Herzog wie seine Gemahlin liebten es, im kleineren Kreise zu verkehren, und wollten sich die Ruhe und Zwanglosigkeit ihres Herbstaufenthaltes nicht durch rauschende Vergnügungen stören lassen. Um so häufiger wurden Ausflüge unternommen, die Waldberge zu Pferd und zu Wagen durchstreift, und die fürstliche Tafel sah täglich eine größere Anzahl von Gästen.

Auch Adelheid von Wallmoden gehörte zu diesem engeren Kreise. Die Herzogin, die es erfuhr, in welcher Art ihre Schwägerin der jungen Frau die Stellung zu erschweren suchte, glich das durch um so größere Lebenswürdigkeit aus und zog sie bei jeder Gelegenheit in ihre Nähe, der Herzog aber, der den Gefandten in seiner Gemahlin auszuzeichnen wünschte, war durchaus einverstanden damit. Wallmoden selbst befand sich noch in Berlin, die zwei Wochen, die er für seine Reise in Aussicht genommen hatte, waren bereits verstrichen, und noch verlangte nichts über seine Rückkehr.

Einer der häufigsten Gäste in Fürstenstein war Egon von Adelsberg, der erklärte Liebhaber seiner fürstlichen Verwandten, und mit ihm wurde auch seinem Freunde Nojanow stets die Ehre einer Einladung zutheil. Der junge Fürst hatte recht propheet, Hartmut flieg wie ein leuchtendes Meteor auf, dem alle Blicke bewundernd folgten und von dem man gar nicht erwartete, daß es die altgewohnten Bahnen des Hoflebens ziehen werde. Er hatte auf Wunsch der Herzogin bereits seine „Arivana“ vorgelesen und damit einen förmlichen Triumph gefeiert. Der Herzog hatte



Die Chalfengräber zu Kairo.
Nach einem Gemälde von F. Perlberg.

ihm sofort die Aufführung des Dramas am Hoftheater zugesichert, und Prinzessin Sophie wandte dem jungen Dichter ihre besondere Gnade zu. Die Umgebung folgte selbstverständlich dem Beispiele der Fürstlichkeiten und folgte in diesem Falle nur zu gern, denn der Zauber, den dieser Mann nun einmal auf alle ausübte, that auch hier seine Wirkung. —

Vor dem Schlosse zu Noded hielt der Jagdwagen des Fürsten Adelsberg. Es war noch früh am Tage und der nebelduftige Oktobermorgen schien einen klaren, schönen Tag zu verheißen. Soeben trat Egon in voller Jagdausrüstung auf die Terrasse und sprach mit dem Schloßpächter, der ihm folgte.

„Also Du willst Dir die Jagd auch anschauen?“ fragte er. „Natürlich, wo es etwas zu sehen giebt, muß Peter Städinger dabei sein! Mein Kammerdiener hat gleichfalls um Urlaub gebeten, und ich glaube, die ganze Bevölkerung des Waldes wandert heute aus, um mit Rind und Regel nach dem Jagdrevier zu ziehen.“

„Ja, Durchlaucht, so etwas giebt es auch nicht oft zu schauen,“ meinte Städinger. „Die großen Hof- und Staatsjagden sind selten geworden in unserem Walde. Gejagt wird ja überall, aber dann sind die Herren meist unter sich wie hier in Noded, und wenn die Damen nicht dabei sind —“

„Dann ist es kräftlich langweilig!“ ergänzte der Fürst. „Ganz meine Meinung, aber Du bist ja sonst so eingenommen gegen die Weiblichkeit und schreist Ach und Wehe, wenn irgend etwas, was noch nicht das kanonische Alter erreicht hat, die Grenze von Noded überschreitet. Hast Du Dich auf Deine alten Tage noch befehrt?“

„Ich meine die hochfürstlichen Damen, Durchlaucht,“ erklärte der Alte mit nachdrücklicher Betonung.

„Die fürstlichen Damen können mich höchstens auf einer Spazierfahrt mit ihrem Besuche beehren, zur Jagd einladen kann ich sie nicht, da ich Junggeselle bin.“

„Und warum sind Durchlaucht denn noch immer Junggesell?“ fragte Städinger in vorwurfsvollem Tone.

„Mensch, ich glaube, Du hast auch schon Heirathspläne für mich, wie meine aller — wie alle Welt, meine ich!“ rief Egon lachend. „Gieb Dir keine Mühe, ich heirathe nicht!“

„Das ist unrecht, Durchlaucht,“ beehrte Städinger, der den Titel seines Herrn mindestens einmal in jedem Satze vorbrachte, weil das zum Respekt gehörte, während er zugleich seiner jungen Durchlaucht nach allen Regeln den Text las — „und unchristlich ist es auch, denn der Ehestand ist ein heiliger Stand, in dem man sich wohl befindet; Dero hochseliger Herr Vater haben auch geheirathet — und ich auch!“

„Natürlich, Du auch! Du bist sogar Großvater einer allerliebsten Enkelin, die Du schändlicherweise fortgeschickt hast. Wann kommt denn eigentlich die Heuz zurück?“

Der Schloßpächter fand für gut, die letzte Frage zu überhören, aber er blieb hartnäckig bei seinem Thema.

„Ihre Hoheiten die Frau Herzogin und die Prinzessin Sophie sind auch dieser Meinung, Durchlaucht sollten sich die Sache doch überlegen.“

„Nun, da Du mich so väterlich ermahnst, werde ich sie mir über-

legen. Was aber die Prinzessin Sophie betrifft — sie beabsichtigt nach Bucheneck zu fahren, wo das Stellbichen der heutigen Jagd ist, und da ist es möglich, daß sie Dich dort bemerkt und anredet.“

„Sehr möglich, Durchlaucht!“ bestätigte der Alte mit großem Selbstbewußtsein. „Hohheit beehren mich stets mit einer Anrede, da sie mich als ältesten Diener des fürstlichen Hauses kennen.“

„Gut, wenn die Prinzessin sich also zufällig nach den Schlangen und Raubthieren erkundigen sollte, die ich von der Reise mitgebracht habe, so sagst Du, sie wären bereits nach einem der anderen Schlösser geschickt worden.“

„Ist gar nicht nöthig, Durchlaucht!“ versicherte Städinger wohlwollend. „Dero allergnädigste Tante weiß bereits genau Bescheid.“

„Bescheid? Worüber? Hast Du ihn vielleicht gegeben?“

„Zu Befehl; vorgestern, als ich in Fürstentheim war. Hohheit kamen gerade von einer Spazierfahrt zurück und geruhten, mich heranzuwinken und auszufragen, Hohheit thun das sehr gern.“

„Ja, das weiß der Himmel!“ murmelte der junge Fürst, der bereits Unheil ahnte. „Und was hast Du denn da geantwortet?“

„Hohheit können ganz ruhig sein, habe ich gesagt. Von lebendigem Gethier haben wir nur Affen und Papageien im Schlosse, Schlangen sind überhaupt nie dagewesen, es sollte zwar eine große Seeschlange ankommen, aber sie ist auf der Ueberfahrt gestorben, und die Elefanten haben sich bei der Einschiffung losgerissen und sind wieder in die Palmenwälder zurückgelaufen —“

so sagt Durchlaucht wenigstens! Zwei Tiger haben wir allerdings, aber sie sind ausgestopft, und von dem Löwen ist nur das Fell da, das liegt im Jagdsaal, also sehen Hohheit doch selbst, daß die Bestien nicht ausbrechen und Schaden anrichten können.“

„Nein, aber Du hast ihn angerichtet mit Deinem Geschwäg!“ rief Egon ärgerlich. „Und die Prinzessin? Was sagte sie darauf?“

„Hohheit lächelten nur und erkundigten sich dann noch, wie es mit dem weiblichen Dienstpersonal in Noded bestellt sei und ob Mädchen aus hiesiger Gegend darunter wären, aber da sagte ich — Städinger warf sich gewaltig in die Brust — „Was von Frauenzimmern im Schlosse ist, das habe ich in Dienst genommen. Arbeitsam und tüchtig sind sie alle, dafür habe ich gesorgt; aber Durchlaucht läuft, wenn er sie zu Gesicht bekommt, und Herr Kojanow läuft noch ärger, und in der Küche sind die Herren nie wieder gewesen, seit sie einmal darin waren.“

Darauf waren Hohheit sehr gnädig und geruhten, mich zu loben, und entließen mich in allerhöchster Zufriedenheit.“

„Und ich möchte Dich in allerhöchster Unzufriedenheit zum Kukuk jagen!“ fuhr der junge Fürst wütend auf. „Du verwünschtest alter Waldgeist, was hast Du da wieder angestiftet!“

Der Alte, der offenbar glaubte, seine Sache sehr gut gemacht zu haben, sah seinen Herrn mit verblüffter Miene an.

„Ich habe ja doch nur die Wahrheit gesagt, Durchlaucht!“

„Es giebt aber Fälle, wo man die Wahrheit nicht sagen darf.“

„So? Das wußte ich bisher noch nicht.“

„Städinger, Du hast eine ganz verwünschte Art, zu antworten! Hast Du vielleicht auch der Prinzessin erzählt, daß die Heuz schon seit vier Wochen in der Stadt ist?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

(Fortsetzung folgt.)

Uralte Erbstücke.

Eine kulturwissenschaftliche Skizze von Dr. Gustav von Buchwald.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn deutsche Kulturforschung ihre Hände in die weitesten Fernen der Erde ausstreckt, um den ärmlichen Haushalt des Wilden zu sammeln, wenn ihre Finger die Schollen der Erde durchwühlen, um spärliche Reste uralter Vorzeit zu ergreifen — was will sie uns Kinder hochentwickelter Kultur damit lehren? Wo ist der Berührungspunkt zwischen uns und den Menschen der Steinzeit oder den Wilden? Haben wir denn noch irgend etwas mit jenen gemein?

Das sind Fragen, die dem Forscher oft genug entgegen können, und sie sind nicht leicht zu beantworten. Gegenüber einer Betrachtungsweise, die den Menschen als vollkommenes Ebenbild des Schöpfers in vollendeter Herrlichkeit entlehnt und dann immer tiefer und tiefer, körperlich wie sittlich, sinken läßt, hat die

gesammelte Kulturforschung die Thatsache bestätigt, daß die Entwicklung des Menschengeschlechtes den umgekehrten Weg eingeschlagen hat. Langsam, sehr langsam hat sich die Geisteskraft des Menschen durch Vererbung von Erfahrungen zu unserer Kulturhöhe gesteigert. Abschnitte auf diesem Wege sind es, die wir durch archäologische und ethnologische Forschung kennen lernen. Erst im Vergleiche mit ihnen können wir die Wurzeln finden, aus denen unsere Sitten und Gebräuche, ja in letzter Linie auch unsere Anschauungen emporgewachsen sind. Da giebt es Erscheinungen in der Kultur, welche sichere Wegweiser aus dem Jetzt in das Einst sind. Manche Sitten erben sich aus einer Kulturperiode unverändert in die andere hinein, sie überleben ihre Zeit und bestehen als „Ueberlebse!“ weiter. Oft bleibt nur ihre kindliche Form als

gemüthlicher Scherz oder als Poesie bestehen, mitunter aber gilt von ihnen das Goethe'sche Wort:

Vernunft wird Nuisin,
Wohlthat Plage.

Schon sehr niedere Kulturstufen haben ihre Ueberlebensmittel, aus denen sich der Weg von der Wildheit bis zur Gesittung der Steinzeit erschließen läßt. Ein niedliches Beispiel erzählt einer der feinsten Völkeryschologen unter den deutschen Reisenden.

Dr. Karl von den Steinen weilte eine Zeitlang bei einem gutbeantagten Indianerstamm am Schingü, einem Nebenflusse des Amazonenstroms. Zwei Tage hatte er von einer kleisterähnlichen Mehlmasse leben müssen, da brachte ihm der freundliche Dorfhauptling ein Stück gerösteten Fisches. Es war recht stark geröstet, damit sich ein kräftiger Salzgeschmack entwickelte — denn bis zur Salzgewinnung hatten es jene Indianer noch nicht gebracht. Froh, endlich eine Abwechslung in den faden Kleistergeschmack zu erhalten, biß Herr von den Steinen sofort wacker in den Fisch hinein. Aber was geschah? Tiefbeschämt ob dem Betragen dieses Europäers hielten die Indianer die Hände vor die Augen und wandten sich ab. Obwohl sie gemeinschaftlich schon hausartige Wohnungen benutzen, gebietet es doch der Anstand bei ihnen, daß jeder Speisende sich in einen stillen Winkel zurückzieht, wo keines Menschen Auge auf ihn fällt.

Warum? Wenn der Hund einen Knochen findet, so verbirgt er sich mit feiner Mahlszeit, auf daß seine Wirthunde sie ihm nicht abjagen. So war es einst auch bei den Menschen — und sobald die Kultur nicht vor schwerer Hungersnoth schützt, ist es häufig auch noch so. Ehe der Indianer die niedere Höhe der Steinzeitkultur erreicht hatte, da war es ein nothwendiges Gebot der Selbsterhaltung, allein zu essen. Die Erinnerung an den Gebrauch überlebte diese Periode der Wildheit und hielt sich als Anstandssitte — als guter Ton.

Auch bei uns erfordert der Anstand viele Handlungen, deren innerer Werth auch nicht um Haares Breite höher steht als die Schingü-Indianersitte, allein zu essen. Der würdevolle Orientale hält es für höchst unschicklich, daß der Deutsche den Hut abnimmt, und zahlreiche Deutsche halten das ja jetzt auch für ungesund.

Der Hut selber ist ein Erzeugniß, das sehr alt in der Geschichte des Menschengeschlechtes ist, obwohl keines der ältesten. Bei der Sitte des Hutabnehmens, die in die früheste Zeit germanischer Kultur zurückreicht, kommt es übrigens nicht auf den Hut, sondern auf das Haar an. Die Könige, die Edlen und die Freien trugen den blonden Haarschmuck unverschnitten. Das Abschneiden des Haupthaars galt bei den Merowingern als Zeichen des Ausschlusses von der Thronfolge. Ein freier Mann mußte das Haar nur in einem einzigen Falle abschneiden, nämlich wenn er sich von einem anderen Freien als Sohn annehmen ließ. Er stellte sich dadurch sinnbildlich auf die Stufe des neugeborenen Kindes, das ja auch nur mit kurzem Haar das Licht der Welt erblickt. So geschah es mit Karl Martell, den sein Vater Pippin durch diesen Akt von dem Langobardenkönig Luitbrand adoptiren ließ.

Das Abschneiden des Haars bedeutet seit der ältesten Zeit Verstüßung in den Stand der Knechtschaft. Noch der Sachsen-Spiegel I. 37. § 1 kennt die Bestimmung „die ir lif oder hut und har ledeget, die sint alle rechtlos“ — „die ihr Leben oder Haut und Haar ledigen (d. h. durch Erlegung der Buße den Strafvollzug abwenden), die sind alle rechtlos.“

Der deutsche Hutabnehmer sollte also den kurzgeschorenen Kopf als Zeichen der Unfreiheit zeigen. Die Sitte des Abschneerens der Haare war also selber wieder ein Sinnbild und gehört somit in eine Reihe mit allen anderen Verstümmelungen von Sklaven oder Religionsgenossen, welche das Recht eines Herren über Leben und Tod andeuten.

In jedem Falle, sei der Herr als Mensch oder als Gott gedacht, liegt in der Verstümmelung ein symbolisches Menschenopfer vor. Der Herr nimmt nur einen kleinen Theil des Opfers an und begnügt sich mit dem frommen Willen oder der Arbeitskraft des Geopferten.

Mit diesem Religions- oder Rechtsgedanken schreiten wir aber zurück in eine ganz barbarische Urzeit. Zum Begriff des Opfers gehört es, daß der Empfänger von dem Opfer körperlich genießt. Wir kommen also herunter zu einem Zeitalter menschenfressender Götter und Menschen, wenn wir der Sitte des Hutabnehmens bis auf die letzte Wurzel folgen.

Wie hier eine harmlose Sitte unserer Tage durch die Sklaverei zur Menschenfresserei zurückgeführt hat, so lassen sich umgekehrt auch vom Kannibalismus wieder Entwicklungsgänge bis zu uns herunterführen, die oft thöricht erscheinen, bisweilen aber geradezu graufig sind. Nicht der Hunger, sondern die mystische Vorstellung von der Seele hat den Wilden zu dieser schrecklichsten aller Verirrungen geführt. Der Wilde, der zwischen wachen Vorstellungen, Träumen und Einbildungen nicht zu unterscheiden vermag, denkt sich die ganze Welt mit Seelen bevölkert, die zwar nicht immer greifbar oder sichtbar, stets aber stofflicher Art sind. Die Seelen wohnen an der Begräbnisstätte und fordern Speise und Trank. Blut gehört zu ihrem Verlangen, wie denn auch der göttliche Jülder Odysseus die Seelen im Hades Opferblut trinken läßt. Ist der Erschlagene nicht bestattet, so irrt seine Seele blut- und rachebedürftig in der Luft umher, sobald der Körper zerfällt. Sie wendet ihren Zorn gegen den Mörder. Wie kann dieser sich nun besser schützen, als wenn er den Erschlagenen verschlingt? Die bluthürstige Seele müßte dann ja von ihrem eigenen Blute trinken, wenn sie Rache nehmen wollte. Der Wilde bemerkt, daß die Nahrung kräftigt. Da er aber von den chemischen Gesetzen der Verdauung keinen Begriff hat, so glaubt er, die „Seele“ des Genossenen gehe auf ihn über. Stanley erzählt von einem Negerstamm, der sich das Herz eines gelieferten Ohren zurückerbat in dem Glauben, er würde durch den Genuß des Herzens die Stärke und den Muth des Kindes erlangen, während Stanley und seine Leute durch das Essen des herzlosen Thieres muthlos und kraftlos werden müßten — beiläufig bemerkt, eine Anschauung, auf die unser sogenanntes „Jägerrecht“, welches dem Jäger, nicht dem Jagdherrn, die inneren Theile des erlegten Wildes zuerkennt, zurückzuführen ist. Das Herz galt oft als Sitz der Seele. Da sich aber die Seele nicht greifen ließ, so verallgemeinerte man ihren Sitz und schrieb mystisch jedem Theile des erschlagenen Menschen oder Thieres die Vollkraft der Seele zu, besonders aber dem Blute. Daher das mosaische Gebot, welches den Genuß des Thieres in seinem Blute, vielsichtige Verwilderung befürchtend, untersagt.

Aus diesen Anschauungen heraus entwickelte sich der vielgestaltige Aberglaube und die Zauberei, die mit Theilen des menschlichen Körpers bei allen Völkern der Erde und auch bei uns noch heute getrieben wird. Gehalten und gekräftigt hat sich dieser Aberglaube durch die unzulänglichen Beeinflussungen des einen Menschen durch den anderen, wie sie beim Massiren und Hypnotisiren zu beobachten sind und von Völkern sehr niederer Kultur beobachtet werden. Die „Seele“ muß das Unerklärte mystisch faßbar machen. Die Seele des Verstorbenen durchdringt mit dem Schweiß und der Ausdünstung ererbte Gegenstände, mit denen der Verstorbene in näherer Berührung stand, wie z. B. Erbbibel, Erbsieb, Erbschüssel und Erbhemden. Sie ist es, die, richtig befragt, zukunftsdeutende Antwort giebt. Vor allem aber lebt sie in dem Blute der Geopferten — und das sind ursprünglich die Menschenopfer und nach der roh religiösen Volksanschauung noch heute die hingerichteten Verbrecher. Als im Jahre 1770 die Mörderin Göttrichs zu Neubrandenburg hingerichtet und ihr Körper lange Zeit auf dem Rade liegen gelassen war, entdeckte man, daß ihr ein Fuß fehlte. Es ergab sich, daß er gestohlen war, um Pferde damit zu heilen. Die Hingerichtete sollte also nach ihrem Tode mystisch weiter wirken, sie war durch das Opfer geheiligt. Selbst bei Leuten, die auf Bildung Anspruch machten, herrschte die Vorstellung, daß eben die Hinrichtung ein Opfer sei. „Die Blutschuld ist von Land, von Stadt und von dem Hause, worin die Mordthat geschehen, abgewendet, der Fluch ist entwichen, der göttliche Zorn hat sich gelegt“ predigte damals der Pastor Jacobi genau in dem Sinne des alten Heidenthums, den Akt einer grausamen weltlichen Gerechtigkeit als Sühnopfer hinstellend. Also wird es erklärlich, daß in Hanau 1861 viele Menschen aufs Schaffot stürzten und von dem rauchenden Blute eines Raubmörders tranken, und daß 1864 die Scharfrichterhilfen in Berlin ganze Massen von weißen Taschentüchern in das Blut eines Gerichteten tauchten und das Stück zu zwei Thalern verkaufen konnten. Eine Handlung wirklicher Menschenfresserei beging 1888 der Arbeiter Vließernicht aus Sage in Oldenburg in dem Glauben, wer von dem Fleische junger unschuldiger Mädchen aße, könne ungestraft thun und lassen, was er wolle.

Der letzte Grund dieser schaurigen Entartungen geht auf eine rohe, ganz materialistische Anschauung von der Seele zurück. Aus den Tagen der Wildheit hat sie sich hinübergelebt durch das

Mittelalter. In den Bisonspöciën dieser Zeit erblicken wir die „Seelen“ im Fegefeuer rein körperliche Strafen erdulnd. Die Seele muß wandern und leiden und kann nach ihrer Rückkehr in den Körper ihre Erlebnisse erzählen. Um Eindruck zu machen, schildert sie oft mit einer entseherregenden Phantasie. Diese materialistische Weltanschauung mußte zu einer gänzlichen Verleugung des Gefühls hinleiten. Waren eben die körperlichen Leiden der „Seele“ im Fegefeuer so furchtbar, dann war es Gnade und Barmherzigkeit, nicht Grausamkeit, wenn man die armen Sünder mit dem Aufgebote allen Scharfannes recht lange folterte und langsam zu Tode peinigte, um sie womöglich noch zum Bekenntnis ihrer Schuld zu bringen. Hier litt der Körper nur Tage und Stunden, dort die Seele Ewigkeiten. Gab man ihr auf dem Schafot unter Schmerzen Zeit zur Bekehrung, so schützte man sie vor Jahrtausenden von größeren Schmerzen. Schrecklicher ist vielleicht nie in Deutschland verfahren worden, als beim Hexenprozeß in Würzburg und doch war der Bischof Julius Echter von Wespelbrunn (1575 bis 1617), mit dem diese grausige Epoche begann, die vielen Tausenden den qualvollsten Tod brachte, ein Mensch, der ein Herz für Leidende hatte. Das berühmte Juliuspital, das er gestiftet hat, schafft noch heute Segen und Hilfe.

Die materialistische Form des Seelenglaubens bevölkerte die ganze Welt mit Wesen, die zum Theil zu Göttern emporwuchsen.

Die unheimliche Fluth ist es besonders, welche die Phantasie gereizt hat, schon Jahrtausende früher, ehe Poseidon den Dulder Odysseus auf ihr umhertrieb. Uralt ist die Sitte, daß man einen Menschen ins Wasser wirft, um die gefräßige See zu befriedigen. Man kennt die Geschichte von Jonas, und ein Walfisch, der den Unglücklichen elftliche Tage in seinem Magen beherbergte und dann unverdaut und wohlbehalten dem Lande übergab, war leider nicht immer bei der Hand. Wir sprechen noch von der „gefäißigen“ See. Nach dem Glauben der Neuseeländer sind es gefäißige übernatürliche Ungeheuer, welche die Ertrinkenden verschlingen. Bei den Siamesen ziehen die „Pnuk“, Wassergeister, die Badenden in ihre unterirdischen Wohnungen hinab wie bei den Slaven der Topielec. Im Mummelsee im Schwarzwald lebte nach der Sage ein Wassermann, der sich die Seelen der Ertrunkenen einsaug und in Töpfen aufbewahrte, bis ein Bauer sie befreite. Ganz dieselbe Sage geht im Süden von Island, wo der Meeremann Coomeara die Töpfe voll Seelen dem Fischer Jack Dogherty als seine „curiosities“, seine „Merkwürdigkeiten“, zeigte. Der wackere Ire trank den Meeremann unter den Tisch und „in he went and turned up the pots, but nothing did he see, only heard a sort of a little whistle or chirp as he raised each of them“, „er trat ein und drehte die Töpfe um, sah aber nichts, nur hörte er eine Art von leisem Pfeifen oder Zirpen bei jedem, den er aufhob.“ Also auch hier war die Seele zwar unsichtbar, aber greifbar und hörbar gedacht.

Unfreundlicher gestaltet sich die Vorstellung, sobald sich der Begriff des Opfers einmischt. „Es rast der See und will sein Opfer haben“, folglich ist es unrecht, ihm dasselbe zu entreißen. So wagten nach einem Berichte aus dem Jahre 1864 böhmische Fischer nicht, einen Ertrinkenden zu retten, aus Furcht, der Wassergeist entzöge ihnen dann das Glück beim Fischen.

Wie tief dieser Glaube auch noch heute in Deutschland haftet, mag ein Beispiel aus dem Jahre 1884 beweisen. Auf dem Zierker See bei Neustrelitz brach ein allgemein beliebter junger Offizier im Eise ein und ertrank. Sein schlichtes und außergewöhnlich lebenswürdiges Wesen hatte ihm die Liebe auch der unteren Kreise gewonnen. In diesen verbreitete sich das Gerücht, Leute auf der Feldmark Lindenbergs hätten seine Hilferufe gehört, aber in dem Aberglauben, Ertrinkenden dürfe man nicht helfen, seine Hand gerührt. Das Gerücht stellte sich allerdings als unwahr heraus, aber die Thatsache, daß es plötzlich aufgelaugt war, beweist, welcher Gedanke sich hinter der jährlich wiederkehrenden Redensart „der Zierker See will sein Opfer haben“ verbirgt.

Wie das Wasser, so forderte auch bis in die Tage unserer Kultur das Land „sein Opfer“, wenn ein Schiff strandete oder einem Frachtwagen die Räder brachen, so daß er den Boden berührte. Das Strandrecht, „die Grundruhr“, welches sich aus dieser religiösen Vorstellung entwickelte, galt nicht nur an der West- und Ostsee, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland.

Auch das Feuer wird als gefräßiges Ungeheuer gedacht. In Tirol und in der Schweiz wird das Herdfeuer an bestimmten

Tagen mit Kuchen und Broten gefüttert, damit es nicht in Zorneswuth ausbreche. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck, den am Ende des 15. Jahrhunderts der Rostocker Humanist Nikolaus Marschalk von den Juden gebrauchte, welche religiöser Fanatismus wegen wirklicher oder angeblicher Marterung einer Hostie auf den Scheiterhaufen brachte. „Sie sind“, schreibt er, „dem Vulkan (dem Gott des Feuers) geopfert.“

Daß die ältere Zeit sich die Pest als altes Weib oder den Tod als einen Knochenmann versinnlichte, ist bekannt. Neuerdings ist diese überlebte Vorstellung in Korsu wieder aufgewacht. Ein Schiffer wollte absegeln, als sich ein skelettartig mageres altes Weib, vor dem jedem grauste, an Bord drängte. Auf hoher See aber trat plötzlich ein Mönch, dessen Kommen niemand bemerkt hatte, mit erhobenem Kreuzifix nennend auf die Wegäre hinzu. Schon entsetzt wich die häßliche Alte zurück und weiter zurück, bis sie über Bord stürzte. Als die Fluth sich über ihr geschlossen hatte, war der Mönch verschwunden. Seine Züge aber hatten sich dem frommen Kapitän deutlich eingepägt. Im Hafen von Korsu angelangt, erkannte er beim nächsten Kirchgang seinen Mönch wieder im Bitbe des heiligen Spiridion — das gebannte Weib aber war niemand anders — als die Influenza. Jede Krankheit ist nach der Auffassung niederer Kultur in letzter Linie die Wirkung eines bösen Geistes oder bei höher entwickelten Völkern der Quininessen aller bösen Geister, des Teufels.

„Ich suche Zuflucht bei Allah vor Satan dem Verfluchten“, muß der Mohammedaner sagen, wenn er gähnt, wobei er die linke Hand mit ihrem Rücken vor den Mund hält, denn durch diesen pflegt der Teufel einzuschlüpfen. Daß dieser Glaube auch in Deutschland einst herrschte, beweist die lange Litteratur über Hexen und Besessene. Der äußerliche Rest dieser Sitte hat sich in dem Gebrauche, beim Gähnen die Hand vor den Mund zu halten, noch aufbewahrt. Daß das Anstandsgefühl nicht das Schöpferische in der Sitte war, beweist, daß ganz dieselbe Sitte bei den Zulusaffern besteht, die doch knigges „Umgang mit Menschen“ gewiß nicht gelesen haben.

Das Bezeichnende aller dieser Vorstellungen liegt in der stofflichen, körperlichen Auffassung von der Seele und deren mystischer Uebertragung auf unlebende Wesen. Ganz zu der niedrigen Anschauungsstufe der Steinzeit kehrt der neue und alte Spiritismus zurück. Die „Spirits“ klopfen, werfen, lesen und schreiben. Johannes Trojan hat in seinen Scherzgedichten humorvoll geschildert, wie er sich den dritten Mann zum Skat aus der vierten Dimension herbeiruft:

„Und die Karten flogen
Unsichtbar im Bogen
Auf den Tisch und Spiel folgt nun auf Spiel.
Doch im Lauf des Spieles
Zeigte sich gar vieles,
Was uns als Theilhabern nicht gefiel.“

„Grand mit Viern' gewinnt er,
Als wir zwei dahinter
Kommen, daß nicht alles richtig war.
Nicht mit rechten Dingen
Kommt ihm das gelingen,
Daß der Spirit mogelt, ward uns klar.“

Wir haben hier im Scherze das Gebiet der Poesie betreten: hier liegt das Feld, wo sich die traurige Wirklichkeit der Ueberlebten verklärt zu Sage und Dichtung. Haben wir die finstere Seite nicht vergessen, auf welche der Rückfall in überlebte Weltanschauungen führt, so sei hier zum Schlusse auf sie als Urquelle unserer schönsten Poesien hingewiesen. Unvergleichlich schön sind die Wanderungen in die Unterwelt im Homer und ergreifen uns noch heute in Jordans edlem Epos, in „Hildebrands Heimkehr“. Erst nachdem Goethes Mephistopheles unter jubelndem Beifall über die Schaubühne geschritten, war die Gefahr des Hexenprozesses, der noch zu Goethes Lebzeiten Opfer forderte, endgültig beseitigt. Verklärt und gereinigt, hat die Seelenübertragung vom Menschen auf leblose Gegenstände unsterbliche Lieder wie das „Heidenröslein“ und den „Fichtenbaum“ geschaffen. Denn viele Wanderungen mußte der kindlich suchende Menscheng Geist durchlaufen und fand sich weit vom Ziele. Er suchte nach Wahrheit, er suchte nach Licht. Unzählige haben die Irwege in Dual und Tod geführt, bis die Zeit herankam, wo man das Wort verstehen lernte: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“

Nachgelassene Gedichte von Gottfried Kinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

U n seinem Schreibtische sitzt ein Mann, groß und kräftig; sein Haupt umrahmen weiße Locken und ein weißer Bart, klare Gedanken wohnen auf seiner Stirn, ein starker Charakter prägt sich aus in den festen Linien seiner Züge und sinnende Weltbetrachtung leuchtet aus den hellen Augen — Weisheit, Kraft und Phantasie in einem Bilde.

Aber noch einen Zug trägt das Bild — Glück, vollkommenes, gesättigtes Glück leuchtet auf dem ernstern Antlitz.

Der Mann schreibt eifrig mit der rechten Hand. Den linken Arm aber hat er um ein liebliches Mädchen geschlungen, das still auf seinem Schoße sitzt, das Köpfchen an seine Wange gelehnt — still, um die Arbeit des Geistes nicht zu stören, mit sinnendem Blick, als wüßte es, daß es so dem Gedankenfluge des Schreibenden Schwingen verleiht.

Es ist Gottfried Kinkel, und das Kind auf seinem Schoße ist sein jüngstes Töchterchen Gerda.

So war es einst, vor mehr als zehn Jahren. Tochter und Vater sind seitdem lange in das Grab gesunken.

Nach dem Tode seiner ersten Frau Johanna, die bekanntlich zu London durch einen Sturz aus dem Fenster ein vielbetrauerteres Ende fand, hatte sich Gottfried Kinkel 1862 wieder verheiratet. Seit Jahresfrist etwa lebte er als Professor der Kunstgeschichte am Züricher Polytechnikum an der Seite seiner zweiten Gattin in freundlichen und glücklichen Verhältnissen, als ihm, das letzte von mehreren Kindern, 1867 sein Töchterchen Gerda geboren wurde.

Es war ein zartes Kind. Ganz klein noch, rang es um sein junges Leben, und einmal hatte schon der Arzt die Eltern auf den Tod des Lieblinges vorbereitet. Es wurde gesund. „Als Gerda,“ so erzählt uns die heute noch in Zürich lebende Witwe Gottfried Kinkels, der wir diese Mittheilungen und die Uebersetzung der unten folgenden Gedichte verdanken, „als Gerda zum ersten Male in ihrem rothen Röschchen durch die blühende Wiese lief, da stürzte der Vater sich in das Gras, umschlang das Kind mit seinen Armen und heiße Freudenthränen rannen ihm über die Wangen.“

In Märchen liest man es wohl, daß ein Kind durch den Wald geht und die Thiere fürchten sich nicht vor ihm. Gerda war ein solches Märchenkind. „Die Vögelchen ließen sie ganz nahe kommen und blieben sitzen, wenn sie mit ihrem leichten Schritt vorüberging.“ Alles liebte sie. „Bohnenblüthe“ nannte sie eine Freundin des Hauses und andere Freunde hatten andere liebe Namen für sie.

Den beglückendsten Zauber aber übte sie auf ihre beiden Eltern aus. Auf Spaziergängen ließ sie des Vaters Hand nicht los; und oft hat er sie auf seinen Schultern halbe Stunden weit getragen, wenn die Gänge sich weiter ausdehnten. Im Studierzimmer war sie wie zu Hause; der Vater hatte ihr eine eigene Spielschublade dort eingerichtet und das eine und das andere Mal sah man dort jenes glückselige Bild, wie wir es eingangs gezeichnet haben.

Sie hatte die volle Innern des Gemüths. Schnell fand sie heraus, was den andern Freude machen konnte, und sie scheute kein Opfer, es zu vollführen. Ihrer Mutter gehörte sie jede Minute, die diese den anderen Pflichten abgewinnen konnte.

Und dieses Kind sollte den Eltern entzissen werden! Gerda war noch nicht zwölf Jahre alt, als sie, im Herbst des Jahres 1879, erkrankte. Drei Monate lag sie danieder an einer Brustfellentzündung und später an einem Herzleiden. Während entfaltete sich ihre Selbstlosigkeit und ihre Sorge um die Mutter, die ihre einzige Pflegerin war. An den Vater, der auf einer Vortagsreise sich befand, schrieb sie, fast schon sterbend: „Komm nach Haus, die Mama ist so traurig, wir müssen Dich haben!“

Er kam, um sie sterben zu sehen. Am 13. November, genau drei Jahre vor ihrem Vater, verschied sie.

Und nun lassen wir den Dichter, den Vater reden! Er hat die nachfolgenden Gedichte geschaffen im Ringen mit seinem ungeheuren Schmerz und sie der tiefgebeugten Mutter zugeeignet. Gedruckt sind sie noch nicht, bis auf das zweite, welches seinerzeit in einem Nachruf auf Gottfried Kinkel in der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ (1882) verwoben wurde. Oft wird man sich der Wahrnehmung nicht entziehen können, daß die Verse noch nicht die letzte feulende Hand erfahren haben, die der Dichter jedenfalls an sie gelegt hätte, wenn es ihm selbst noch vergönnt gewesen wäre, seine Pieder der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wir haben uns bei der überlieferten Gestalt beschieden und wollten uns nicht vermaßen, den Dichter zu verbessern.

Gerda.

„Und soll ich sagen: Wärest Du nie geboren! dann wüßte heute nicht so tief das Leid —
Kein, süßes Kind! Du bleibst mir unverloren auf alle Zeit!“

D urch des Fensterladens Spalte
Bricht des Morgens grauer Schein,
Wo am Bettchen Wacht ich halte
Bei dem kranken Töchterlein.

Und die Angst fragt, ob am Ende
Dieses Tags ihr Gerichen bricht?
Oder ob sich aufwärts wende
Neu der Pfad zum holden Licht?

Aus der Feigheit, die zum bösen
Götendienste des Nichts dich dringt,
Kann, wie bald, ein Kind dich lösen,
Wenn es bang ums Leben ringt.

Was dir selbst am Reiz des Lebens
In der müden Hand zerrinnt,
Wie so werth als Ziel des Strebens
Scheint es heut dir für dein Kind!

Wieder glänzt in wachem Traume
Jede Frucht dir süß und voll —
Ach, daß sie vom Lebensbaume
Wie ihr Händchen brechen soll!

Wenn die Bahn von dünnem Eise
Unterm Stahlstuh klagend singt,
Ob wohl noch ihr Blut die Kreise
Heiß durchs Herz des Mädchens schwingt?

Wenn der Lenzwind küßt die Rose,
Die noch schüchtern vor ihm flieht,
Ob der Traum vom eig'nen Lose
Durch die zarte Seele zieht?

Aus dem schwülen Krankenzimmer,
Aus dem Dunkel, halb erhellt
Von des Nachtlichts matten Flimmer,
O wie farbig strahlt die Welt!

Wenn beim Fall der Blüthenknoten
Wogt das Saatfeld grün und dicht,
Ob sie dann durch blonde Locken
Den Cyanenkranz sich sichtet?

Herbst im Schmuck von goldnem Laube!
Ob, ein weißes Tuch im Haar,
Sie noch schneiden wird die Traube,
Laudend in der Winter Schar?

Auch die höchste Liebeskünde
Wird vielleicht ihr noch beschiedet:
Erster Kuß vom trauten Munde,
Der allein des Lebens werth!

D er Erde bunte Schöne
Hüllt sanft sich dir in Flor,
Der Straßen rauhe Töne
Vernimmt nur leis dein Ohr.

Die heiße Lust am Leben
Ward in den Adern still,
Und du fügst dich ergeben,
Wie dein Geschick es will.

Will dich ein Lüftchen säheln,
Dir ist's nicht mehr Genuß,
Es schwand dein süßes Lächeln,
Selbst bei der Mutter Kuß.

Du bist von uns geschieden,
Eh noch der Tod dich nahm —
Du lösest dich in Frieden,
Und uns zerreißt der Gram.

Du nimmst mit dürren Lippen
Vom Arzt den bittern Trank —
Vom süßen Wein zu nippen
Wardst du schon lang zu krank.

Den Myrthenkranz ums Haupt, in Blumenfülle
Ruhst Elie du im weißen Mädchenkleid,
Und leis entfährt sich schon die zarte Hülle,
Dem unerbittlichen Berfall geweiht!

O könnt' ich nur dich vor dem Moder retten,
Der langsam und entstellend dich verzehrt,
Und dürft ich dich, solange du schön noch, betten
Mit Vaterarmen auf den Flammenherd!

Die Gluthen lösten rasch die jungen Glieder,
Du stiegst, ein Wälkchen, auf zu Licht und Luft,
Du schwebtest bald auf Wald und Wiesen nieder
Und hauchtest neu in junger Blumen Duft.

In kleiner Urne könnten wir vereinen,
Was dann als Erdenstaub von dir noch blieb —
Auf reine Asche fromme Thränen weinen,
Für Vater und für Mutter, o wie lieb!

Umsonst! Du sollst nicht frei zum Aether lodern,
Gereinigt von der heil'gen Flamme Schwall!
Dein Los ist, in dem feuchten Grund zu modern,
Und spät erst kehrtst du wieder in das All!

Du freie Schweheerde, nimm sie wieder,
Aus deren Schoß ich sie empfang,
Verzehre' in Staub den Bau der holden Glieder,
An dem mein Blick mit Wonne hing.

Und schön auch ist, geliebtes Kind, die Stätte,
Wo du im jungfräulichen Sette liegst!
Die Alpen grühen fern in stolzer Kette,
Die du so gern mit mir erstiegst.

Wohl spreitet heut' ob all den kleinen Hügeln
Der Schnee nur noch das reine Sahrtuch aus,
Doch kehrt der Fenz nun bald auf blauen Flügeln
Und schmückt dir bunt das enge Haus.

Und lieb ist's dann, dem Fall des Bachs zu lauschen
Im tiefen Grund durch blum'ge Wiesenspur;
Er spricht mit Klüßern bald und bald mit Kauschen
Vom ew'gen Leben der Natur.

Im Fichtenhain, der dir das Grab beschattet,
Weht frischer Duft vom weißen Schlehenschlag,
Wo sich des Sinken frohem Schmetterten gattet
Der süßverliebte Anselsschlag.

Dort die Kastanie senkt der Wurzeln Sülle,
Dich liebevoll umarmend, in die Grast,
Die Wurzel streift an die zerfall'nde Hülle,
Der Wipfel schwankt in sonn'ger Lust.

Sie will dein schwindend Leben noch behüten,
Sie lockt dich — ein Atom von deinem Staub
Klingt sich ans Licht in ihren weißen Blüthen
Und wallt beglückt im Frühlingslaub.

An dieses Baumes Fuß will ich mich setzen,
Wenn fern verlißt der Alpe Rosenglühn,
Und mit dem Abendthau der Thränen lehen
Die Blumen, die dein Grab umblühn.

Aber nicht aus dem Moder der Gräfte
Baubr' ich auf ewig dein Bild mir empor!
Nein, im Glanze der himmlischen Lüfte
Schwebst du mir über die Gipfel empor.

Hoch im Gebirg, wo dein Füßchen so gerne
Sprang durch die Blumen der sonnigen Au,
Strahlst mir vom Aether aus endloser Ferne
Deines Auges entzündendes Blau.

Wenn von sammenden Bienen umflogen
Weiß in Blüthen prangt der Strauch,
Küßt mich sanft in des Duftes Wogen
Deines Mündchens belebender Hauch.

Wenn der Föhn mich zärtlich umschmeichelt,
Eräum' ich von dir, mein holdseliges Kind,
Wie so gern mir die Wange gestreichelt,
Ach, dein Händchen, so warm und so lind.

Und wenn sanft der Gipfel sich röthet
Und in den Thälern die Nacht schon blaut,
Hör' ich, wenn mir die Ansel flötet,
Deines Stimmchens holdtröstenden Laut.

Ich ruhe still — der Tag ist fast verblühen,
Und seine Müh' und Sorgen bin ich los;
Da kommst du leichten Füßchens hergeschlichen
Und setzest dich auf meinen Schoß.

In Liebe hab' ich selig mich gefunden,
Die voll ich gab und voll empfing;
Nun stillt auch ihr die tiefen Herzenswunden,
Da ich in Frieden von euch ging!

Dir und der Mutter darf ich jetzt mich gatten,
So oft es eure Sehnsucht mir gebent;
Ich hör' euch auch im tiefen Reich der Schatten —
Kußt mich, so bin ich da wie heut!

Den Arm wie einst mir um den Hals geschlagen,
Das Köpfchen an die Wange mir gelehnt,
So flüsterst du: o Vater, laß das Klagen,
Den Gram, der stets nach mir sich sehnt.

Wohl mocht' ich gern an eurer Brust erwarren,
Doch flüchtig eilte vorwärts Jahr um Jahr —
Bald riß die Welt mich fort aus euren Armen,
Und anders ward ich als ich war.

Und nun leb' wohl! Du hauchst es, und ich wähne
Zu fühlen, wie dein Bild dem Arm entweicht —
Die Nacht umfängt mich, still noch fließt die Thräne,
Doch muthig wieder schlägt das Herz und leicht.

Ich stand an deinem Grab mit bangem Weinen,
Da hab' ich's in der Stille dir gelobt:
Nicht Bitterkeit soll mir das Herz versteinen,
So wild der Schmerz auch drinnen tobt!

Bu Deines Herzens Höh'n will ich mich schwingen,
Denn du warst gültig wie das Morgenlicht,
Und wo du andern konntest Freude bringen,
Du schenkest Sorg' und Arbeit nicht.

Die Liebe, die ich dir nicht durfte spenden,
Du sendest sie als Liebe mir zurück;
Ich will sie treulich auf die Menschheit wenden,
Und leidend bau'n an fremdem Glück.

Das Gold, das ich in manches Jahres Streben
Mit harter Faust für dich erwarb,
Es rolle hin, da mir mit deinem Leben
Nun auch die Sorge für dich starb!

Vielleicht ein ander Kind wird noch gerettet
Vom Gut, das einst dein eigen sollte sein,
Und weil du liegst im dunkeln Grab gebettet,
Tanzt es im frohen Sonnenschein.*

Dann lebst auch du ja fort! Auf späten Wegen
Geht lächelnd noch dein Schatten durch die Welt,
Von deinem kurzen Dasein thant ein Segen,
Der sanft auf Mutterherzen fällt.

* Gottfried Kinkel hatte zum Gedächtniß seines Lieblings dem Begeilüber der Ferienkolonien, Maxime Bion, eine namhafte Gabe angewendet

Samuel Smiles.

Ein Herold der Selbsthilfe und Pflichterfüllung.

Beurteilt man einen Schriftsteller nicht bloß nach dem künstlerischen Werthe, sondern auch nach dem thatsächlichen Erfolg seiner Werke, zieht man in Betracht, welche unmittelbare Wirkung er auf seinen Leserkreis hervorgebracht hat, dann muß Samuel Smiles, der englische Moralphilosoph, dessen Bücher über die ganze Welt verbreitet sind, als eine der hervorragendsten Erscheinungen des zeitgenössischen Schriftthums bezeichnet werden. Seine Werke haben weit über England hinaus den Samen tief sittlicher Grundsätze verstreut, sie sind Hausbücher geworden in unzähligen Familien, und in größerem Umfange als den spannendsten Romanen hat sich ihnen die lebhafteste Theilnahme von Millionen Lesern zugewendet. Es sind dies aber Werke, die man nicht bloß liest, um sie dann wegzulegen und für immer zu vergessen; wer sich überhaupt auf die Dauer mit ihnen befaßt, der trägt einen sittlichen Nutzen davon — es bewährt sich in diesem Falle die Sokratische Lehre, daß das Gute erkennen auch schon es üben heißt. Gerade uns Deutschen muß Smiles eine überaus vertraute Erscheinung sein, denn was unser Kant in den „kategorischen Imperativ“ zusammengefaßt hat, das drückt Smiles in einfacher, nicht durch wissenschaftliche Kunstausdrücke verdunkelter Sprache aus; er predigt die Heiligkeit der Pflicht, welche erfüllt zu haben den stolzen Inhalt auch des äußerlich unscheinbarsten Lebenslaufes ausmacht. Diesen Stoff behandelt er in tausend wechselnden Arten; er gewinnt ihm immer neue Seiten ab, und wenn man meint, nun müsse er sich endgültig erschöpft haben, dann setzt er die Feder an und bringt zu Gunsten seiner Sache abermals eine reiche Fülle von Veranlassungen und Mittheilungen vor. Er sagt eigentlich nichts, was nicht vor ihm schon andere gesagt hätten. Trotzdem liegt die Erklärung seines ungewöhnlichen Erfolges auf der Hand: er trifft wie kaum ein zweiter einen volkstümlichen, jedermann einleuchtenden Ton, er leidet alles so ein, daß man immer die Stimme des einfachen gesunden Menschenverstandes vernimmt, er läßt es nicht bei allgemeinen Lehren bewenden, sondern holt aus der Erfahrung von Gegenwart und Vergangenheit Beispiele heran, welche jene Lehren vor dem Vorwurfe der Unausführbarkeit bewahren. Zweitens — und der eine Umstand ist so wichtig wie der andere — trägt jedes seiner Worte den Stempel der Ueberzeugung, das Gepräge der Wahrheit. Wie bedient Smiles sich einer hochtrabenden Phrase, nie gefällt er sich in Schwulst, man hat den Eindruck, daß hier ein ehrlicher Mann zu Tage fördert, was ihm tief in der Brust lebt. Smiles wendet sich an den Leser nur, wenn er ihm wirklich etwas zu sagen hat; die bloße Buchmacherei ohne höheren Zweck, ohne sittliche Absicht ist etwas ihm völlig Fremdes.

In Deutschland sind seine wichtigsten Schriften in Uebersetzungen bekannt geworden: „Selbsthilfe“, „Sparamkeit“, „Charakter“ und „Pflicht“. Damit ist aber die Liste seiner literarischen Arbeiten nicht erschöpft. Es giebt von ihm noch eine Biographie von Stephenson, fünf Bände Biographien berühmter Ingenieure, einen Band Biographien hervorragender Industrieller, eine Abhandlung über die Eugenoten, die Charakterzeichnungen des Naturforschers Thomas Edward und des Geologen und Botanikers Robert Dick und verschiedenes andere. In allen seinen Schriften handelt es sich ihm darum, darzuthun, was des Menschen Wille und Thakraft vermögen, wie vor der Ausdauer auf die Länge kein Hinderniß, keine Schranke bestehen kann, aber auch, wie die Reinheit des Charakters, die Katellofigkeit der Tugend, die strenge Auffassung des Berufes Vorbedingungen sind für ein Leben der Selbstzufriedenheit. Kein ungerührtes Glück ohne das Bewußtsein der voll erfüllten Pflicht, keine echte Freude für diejenigen, die ihre Schuldigkeit nicht mit allen Kräften zu thun suchen — das ist der Wahlspruch von Samuel Smiles, und er leuchtet auch hervor, wo der Schreiber ihn nicht ausdrücklich vorbringt, so z. B. in seinem der Sparamkeit gewidmeten Buche. Nach seiner Anschauung ist die Sparamkeit eine Pflicht, die wir üben sollen gegen uns selbst, gegen unsere Familie, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat, und so bedeutet auch Sparamkeit Pflichterfüllung. Seine strenge, dabei aber keineswegs finstere, sondern durch und durch freundliche und freundschaftliche Lebensanschauung zieht sich als ein rother Faden durch seine sämtlichen Schriften, und darum tragen diese ein einheitliches Gepräge und hängen innerlich zusammen. In den rein biographischen Werken verfolgt er die gleichen Zwecke wie in den übrigen: er schildert durchweg

solche Lebensläufe, aus denen ein großer Wille, eine ungewöhnliche Festigkeit des Besens hervorleuchtet, und mit Vorliebe behandelt er die Schicksale von Männern, welche sich aus geringen Anfängen mühsam emporgerungen, lange mit jeder Art von Beschwern und Hemmnis zu kämpfen gehabt haben, und deren endlicher Sieg den Triumph des mächtigen Menschengenies über die Zufälle der Geburt, über Umstände und Verhältnisse, über jegliche Art von Ungunst und Unbill bedeutet.

Wenn er glaubt, mit Betrachtungen und Auseinandersetzungen innehalten zu sollen, dann geht er gern zu Beispielen über, und auf diesem Gebiete ist er geradezu unerhöplich. Er ermuntert, er spornet an, er tröstet durch Beispiele. Er weist auf die Perionen hin, die gestrebt, gelitten, gekämpft haben — er weiß aus der Voreingangsgeichte unzähliger Personen Begebnisse anzuführen, welche uns erheben, beruhigen, ermuntern sollen. Droht der Mißerfolg uns niederzubiegen, so erzählt Smiles uns eine Menge Proben davon, wie der Vorbeer erst nach vielen Enttäuschungen und Entbehrungen dem oder jenem zuthell geworden sei. Betrachten wir die uns zugefallene Aufgabe als zu gering, so belehrt Smiles uns, daß niemand klein sei, der seine Pflicht erfülle, daß es ein Heldenthum in der Lebensführung gebe wie ein Heldenthum auf dem Schlachtfelde. Und wie er scharf zu sondern weiß, die Sparamkeit empfiehlt, aber den Geiz verdammt, das Strebertum geißelt, den Ehrgeiz aber dreist, so macht er uns klar, daß nur derjenige ein unnützes Geschöpf ist, der nicht mit allen Kräften trachtet, zu leisten, was innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten liegt. Smiles führt mit Vorliebe das Wort Lord Broughams an: wenn er Stiefelpuher wäre, so würde er sich bemühen, der erste Stiefelpuher von England zu werden. Wie er die Aufgabe des Menschen versteht, mag eine Stelle aus dem Buche „Der Charakter“ dartun: „Geleitet von dem Lichte großer Beispiele, die von den edelsten Vertretern der Menschheit gegeben wurden, soll jeder von uns dahin streben, die höchste Charakterstufe zu erreichen, nicht in den Mitteln, wohl aber im Geiste der Reiche, nicht in weltlicher Stellung, wohl aber in Ehrenhaftigkeit der höchsten, nicht der höchsten, wohl aber der tugendhaftesten, nicht der Mächtigen und Einflußreichsten, sondern der Wahrhaftesten, Aufrichtigsten und Ehrlichsten zu werden.“

Mancherlei läßt sich gegen Einzelheiten in Smiles' Schriften einwenden. So z. B. wird jeder Nationalökonom erklären, daß Smiles der Sparamkeit des einzelnen eine zu große wirtschaftliche Bedeutung für die Gesamtheit beilegt, und daß er sich irt, wenn er mittels des Sparens die sociale Frage ein für allemal lösen will. Er geht auch darin zu weit, daß er der natürlichen Begabung, der Eigenart, dem Temperament des Menschen nur einen sehr geringen Platz einräumt neben Fleiß, Standhaftigkeit, Tüchtigkeit und Selbstbeherrschung. Aber im großen und ganzen wird man kaum den Gegenbeweis gegen Smiles' Ausführungen antreten können. Man hat die Empfindung, daß er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Eine der gewinnendsten Seiten an Smiles ist sein scharfer Blick für das Aus- und Durchführbare. Er schwebt nie in den Wolken, er geht mit festen Schritten über die Erde. Er vertritt diejenigen, die keine Rathschläge befolgen, auf keinen außerirdischen Lohn, sondern beweist ihnen, sie würden greifbaren Nutzen finden, wenn sie den richtigen Weg einschlagen — und auch da ist er mit lebendigen Belegen wieder flink zur Hand.

Mit dem Buche „Selbsthilfe“ hatte er die Art gefunden, die ihm so reiche Früchte bringen sollte. Eine Reihe junger Leute in Leeds hatten einen Selbstbildungsverein gegründet. Smiles leitete damals in Leeds eine Zeitung — es war dies vor seiner Thätigkeit als Eisenbahnbetrieber —, er hielt in jenem Verein Vorträge und erzielte mit letzteren so nachhaltige Wirkung, daß er sie gesammelt erscheinen ließ. Er stand für die Erfahrung ein, daß der Mensch nicht auf Zufall und Glück vertrauen dürfe, sondern auf die eigene Kraft bauen müsse, ja, daß er nicht verzagen dürfe, wenn Zufall und Glück sich ihm auch noch so lange abhold zeigten.

„Die großen Erfolge im Leben“, heißt es bei ihm, „werden gewöhnlich durch einfache Mittel und die Uebung gewöhnlicher Eigenschaften erzielt. Das Alltagsleben mit seinen Sorgen, Bedürfnissen und Pflichten gewährt reichliche Gelegenheit, Erfahrung besser Art zu sammeln; gerade



Samuel Smiles

Nach einer Photographie von G. Mc. Kenzie in Paisley.

seine am meisten breitgetretenen Pfade bieten demjenigen, der wirklich arbeiten will, den weitesten Spielraum, zu streben, und Was, sich zu entwickeln. Der Weg, der den Menschen zur Wohlfahrt führt, ist die alte Heerstraße unerschütterlichen Wohlverhaltens und guter Handlungen, und wer am beharrlichsten ist und am treuesten arbeitet, wird gewöhnlich auch am glücklichsten sein. Man hat das Glück oft wegen seiner Blindheit getadelt; aber das Glück ist nicht so blind wie die Menschen. Wer ins praktische Leben blickt, wird finden, daß das Glück meist auf Seite der Strebsamen ist, wie der Wind und die Wogen den besten Schiffen zur Seite stehen."

In diesen Zeilen liegt der ganze Sinn von Smiles' Schriften klar zu Tage. Er erortert dagegen, daß man das Leben als ein Lotospiel aufzufassen; der Mensch ist seines Schicksals Schmied, und wer glücklich sein will, der braucht es nur richtig anzugreifen. Selbst ist der Mann! Das muß man sich stets vor Augen halten und dann wird man siegreich durch alle Prüfungen gehen und sogar aus dem Unglück Nutzen ziehen, indem man von ihm zu lernen sucht. Dem festen Willen ist nichts un erreichbar. Zu den obersten Regeln gehört es dabei, den Werth der Zeit und des Geldes richtig zu schätzen; erstere wie letztere muß man richtig zu verwenden wissen, sonst reichen beide nicht aus. Smiles beruft sich auf einen namhaften Naturforscher — immer wieder greift er auf die lebendigen Beispiele zurück — und äußert sich: „Sein Leben bewies aufs klarste die Wahrheit, daß, wer am meisten zu thun hat und arbeiten will, immer Zeit dazu findet.“

Von der Sparsamkeit sprechend, die er aber nicht mit Knauerei verwechselt sehen will, erinnert er an Dr. Johnsons Ausspruch: „Man fasse den Entschluß, nicht arm zu sein; man gebe stets weniger aus, als man hat.“

Aus Eigenem giebt Smiles derselben Lehre folgende Fassung: „Die Klugheit gebietet, lieber seine Lebensweise auf etwas niedrigerem Fuße einzurichten, als genau auf dem, welchen die Einnahmen gestatten.“

Die Sparsamkeit, betont er, fördert die Unabhängigkeit, der Schuldner ist ein Slave, das Schuldenmachen eine Abart von Unethlichkeit. . . Wer nicht verschwenderisch und nicht knauerig ist, sondern vernünftig zu sparen weiß, der hat den Weg der Selbsthilfe bestritten, der erfüllt

seine Pflicht und befindet sich auf dem Wege, seinen Charakter zu vervollkommen — das ist der Gedankengang, der seine vier Hauptbücher „Sparsamkeit“, „Selbsthilfe“, „Pflcht“ und „Charakter“ umfließt.

Als Beitrag zur Kennzeichnung unseres Moralphilosophen und auch als Antwort auf Fragen nach seinem bisherigen Lebenslaufe mag zum Schluß dieser flüchtigen Skizze das Wichtigste aus einem Briefe angeführt sein, den Samuel Smiles — er lebt in Kensington bei London — vor etwa 4 Jahren an mich gerichtet hat:

„Während desjenigen Theiles meines Lebens, da ich am beschäftigtsten war, arbeitete ich als Sekretär zweier Eisenbahngesellschaften, und nur während meiner abendlichen Mußestunden schrieb ich die Bücher, die mich auch in Deutschland bekannt gemacht haben. Ich wurde fünf und vierzig Jahre alt, ehe das Publikum mir die Ehre erwies, eines meiner Bücher zu lesen. Es war dies die Geschichte George Stephenson's, des Erfinders der Eisenbahnmotiv. Dieses Werk hatte Erfolg und erlebte fünf Auflagen innerhalb dreier Jahre. Mittlerweile hatte ich „Selbsthilfe“ geschrieben, konnte aber keinen Verleger dafür finden. Ich veröffentlichte es auf meine eigenen Kosten, und selber fand in England 160 000 Exemplare verkauft worden, wie viele in Amerika, das weiß ich nicht, weil es dort auf dem Wege unbefugten Nachdruckes verbreitet wurde. Uebersetzt wurde es ins Deutsche, Holländische, Dänische, Norwegische, Schwedische, Französische, Spanische, Russische, Böhmisches, Kroatische, Türkische, Japanische und in einige indische Dialecte, wie Tamil und Marathi. Während ich meine Thätigkeit als Beamter fortsetzte, schrieb ich das Leben der Ingenieure, die „Biographie von Industriellen“, die „Hugenotten“ und den „Charakter“. Da wurde ich durch die Natur daran erinnert, daß ich mich überarbeitet hatte. Eine Lähmung warf mich nieder, und fünf Jahre ließ ich die Feder ruhen. Dann zog ich mich vom Amte zurück und erholte mich so weit, daß ich wieder einige Bücher schrieb, die mit ungewöhnlichem Wohlwollen aufgenommen wurden. . . Mein Leben geht nun dem Ende entgegen. Nächstens trete ich in mein vierundfünfzigstes Jahr. Seit zwei und vierzig Jahren bin ich verheiratet und habe Kinder und eine Menge Enkel. Im ganzen habe ich ein glückliches Dasein geführt. Ich war immer arbeitsam und ausdauernd, und darin, glaube ich, liegt eines der Geheimnisse des menschlichen Glückes.“

Ferdinand Graf.

Blätter und Blüten.

Die Chalfengräber zu Kairo. (Zu dem Bilde S. 233.) Eine merkwürdige Stadt erstreckt sich im Südosten Kairo's um den Fuß des Mokattamberges, eine Gräberstadt voll prächtiger Grabmale, Moscheen und Minarets. Es sind die sogenannten „Chalfengräber“, kunstvolle Mausoleen, welche sich die Mamelukensultane hier erbaut haben, jene gewaltthätigen Herrscher, die 550 Jahre bald mehr bald minder unumschränkt über Aegypten geboten und deren Macht erst 1799 in der „Schlacht an den Pyramiden“ der Kriegskunst Napoleons I. erlag.

Deute freilich sind diese stolzen Zeichen einstiger Größe stark im Verfall begriffen. Das zeigt auch das Bild des Maters Berg, das wir heute untern Lesern vorführen. Prächtig ragen an dem zunächst liegenden Grabdenkmale der erhabene Kuppelbau, das schlank, reich verzierte Minaret zum Himmel empor; aber an dem Fuße des letzteren hat der nagende Zahn der Zeit schon so viel Mauerwerk abgebrochen, daß fast ein Drittel des mächtigen, sonst noch ziemlich unverletzten Thurmes ohne Unterlage frei in der Luft schwebt. Wie lange wird es dauern, bis das schlank Baumwerk umstürzen und die kleinen Hütten der armen Fellahin, die sich in seiner Nähe angesiedelt haben, unter seinen Trümmern begraben wird. Der Künstler hat es verstanden, die Straße dieser zeitweise so öden Gräberstadt reizvoll zu beleben. Rechts im Vordergrund hat vor der armenlichen Hütte eines Gefäßhändlers ein kaffeekochender Moselem ein buntfarbiges, schon ziemlich zeretztes Zeltdach aufgeschlagen, unter welchem einige Kraber auf dem Boden Platz genommen haben, um sich an dem braunen Lieblingsgetränk zu laben.

Vor ihnen, den arabischen Gästen zugewandt, hat ihr Diener mit den bespannten Kamelen Halt gemacht und wartet geduldig, bis die Gäste sich zur Fortsetzung der unterbrochenen Wanderung wieder von dem sandigen Boden dieser Kaffeeshänke einfacher Art erheben. Ihr gegenüber in der anderen Ecke des Bildes bemerken wir eine nicht minder malerische Gruppe von Obst- und Taubenhändlern, zu welchen sich eine tiefverschleierte ägyptische Frau, den Wasserkrug auf dem Kopfe tragend, gestellt hat, während im Hintergrund der Straße eine heranziehende Karawane durch die aufwirbelnden Staubwolken hindurch sichtbar wird.

Unmittelbar hinter dem Friedhofe der Könige beginnt die syrische Wüste, und oft in der Nacht, wenn tiefe Stille über der Todtenstadt liegt und der Mond und die ewigen Sterne mitleidig auf die verfallenden Miesengräber jener Mamelukensürsten herabbliden, tönt das heisere Geheul der Schakale aus der dünnen Ebene herüber, als ein trauriges Schimmerlied für die vermodernden Beherrscher Aegyptens, welche einst diese großen und herrlichen Mausoleen erbauten. George Morin.

Hand- und Jungensfertigkeit sind uns ganz geläufige Dinge, die uns im Leben oft Nutzen oder Schaden bringen, über die wir uns freuen oder ärgern — je nachdem! Ueber meinem Arbeitszimmer rast gerade eine schöne zarte Hand unbarmherzig auf den elfenbeinernen Klaviertasten, ich aber erdulde, um mit dem Afrikaforscher Dr. Junker zu reden, einen schwachen Theil der vielen Leiden und Grenel wieder, welche der Eisentransport im dunklen Welttheil verursacht hat, und ich erliege

der Fertigkeit einer schwachen Damenhand. Aus der „Melodie“, die zu mir heruntertönt, kann ich herausrechnen, daß die Dame eine „geübte“ Hand hat und dieselbe mindestens 360 mal in einer Minute oder sechsmal in der Sekunde beugen kann. Das ist gewiß eine hübsche Fertigkeit, aber die Finger sind mitunter noch „fertiger“ als die Hand, und unter ihnen steht der Mittelfinger in dieser Hinsicht oben; denn ein geübter Violinspieler kann den der linken Hand in einer Sekunde zehn Mal bewegen.

Wir bewundern solche Handfertigkeiten, aber bewundernswerther ist noch die Jungensfertigkeit. Ein Laut der menschlichen Sprache erscheint leicht einfach, aber um ihn hervorzubringen, muß eine ganze Reihe von Muskeln im Kehlkopf, in der Zunge, in den Lippen etc. in Bewegung gesetzt werden. Ein Physiologe hat sich selbst beobachtet und gefunden, daß er einen Dekagramm, der aus 45 Buchstaben bestand, deutlich in zwei Sekunden herlagern konnte, und er rechnete heraus, daß, um jeden Buchstaben auszusprechen, das heißt um die jedesmal notwendige Gruppe von Muskeln in Bewegung zu setzen und diese Bewegung abzuschließen, nur der winzige Zeitraum von 0,044 Sekunden erforderlich ist. Es giebt aber noch geübtere Zungen und geschicktere Sprachwerkzeuge, die einen noch tolleren Muskelanstanz in einer einzigen Sekunde hervorzuzaubern vermögen — und diese würden gewiß unerträglich sein, wenn nicht die weise Natur ihrer Leistungsfähigkeit in der Ermüdung eine Grenze gesetzt hätte.

Blitzschläge in Gas- und Wasserleitungen. Für die Verhütung der Blitzgefahr ist es von hoher Bedeutung, das Verhalten des Blitzes Gas- und Wasserleitungen gegenüber genauer, als das bisher der Fall war, kennen zu lernen. Da die weitverzweigten Rohrsysteme als Ableiter dienen, so verlaufen die meisten Blitzschläge in dieselben gefahrlos und gelangen darum selten zur öffentlichen Kenntniß. Der „Electrotechnische Verein“ in Berlin hat nun seiner Zeit einen Untersuchungsfluß für die Untersuchungen über die Blitzgefahr eingeleitet und dieser hält es für sehr wichtig, Beschreibungen von Fällen der oben erwähnten Art zu sammeln. Es wird darum öffentlich ersucht, Mittheilungen über solche Blitzschläge an Prof. Dr. von Besold, im königlichen Meteorologischen Institut, Berlin W., Schinkelplatz Nr. 6, zu senden.

Desinfektion der Personenwagen. Unsere Leser sind durch den Artikel „Gesundheitspflege und Eisenbahnverkehr“ im vorigen Jahrgang der „Gartenlaube“ (Seite 488) darauf aufmerksam gemacht worden, wie viel in Bezug auf Verhütung von Ansteckung durch die Eisenbahn noch zu thun ist. Ein gutes Beispiel hat die nordamerikanische Pennsylvania-Bahn gegeben, indem sie verschiedene sehr beachtenswerthe Vorkehrungen regeln angeordnet hat. Es müssen nämlich die Personenwagen wenigstens einmal wöchentlich von Grund aus gereinigt, desinfiziert und der Keimchit daraus muß, soweit möglich, verbrannt werden. Große Vorsicht wird ferner angewendet bei Erneuerung des — in allen amerikanischen Personenwagen vorhandenen — Trinkwassers; es sind Einrichtungen getroffen, um solches vorher zu kochen. Wird ein Fall einer ansteckenden Krankheit festgestellt, so ist der betreffende Wagen sofort auszuweichen und gründlich zu durchdräumen.

Inhalt: Madonna im Rosenlag. Roman von Reinhold Erdmann. S. 221. — Die Stärke sind da. Bild. S. 221. — Herkranz? Bild. S. 224 und 225. — Bilder aus dem Landvolksleben. Von H. Bauer. S. 228. Mit Abbildungen S. 228, 229 und 230. — Flammenschilder. Roman von E. Werner (Fortsetzung). S. 231. — Die Chalfengräber zu Kairo. Bild. S. 233. — Uraltel Ebrüde. Eine kulturhistorische Skizze von Dr. Gustav von Buchwald. S. 234. — Nachgelassene Gedichte von Gottfried Kinkel. S. 237. — Samuel Smiles. Ein Herold der Selbsthilfe und Pflchterfüllung. Mit Bildnis. S. 239. — Blätter und Blüten: Die Chalfengräber zu Kairo (zu dem Bilde S. 233). Von George Morin. S. 240. — Hand- und Jungensfertigkeit. S. 240. — Blitzschläge in Gas- und Wasserleitungen. S. 240. — Desinfektion der Personenwagen. S. 240.